

Die Autobiographie des
Johann Friedrich Benedict Schartow



Regierungsrat und Justizkommissarius
geboren 18. Juni 1775 in Magdeburg
gestorben 7. Oktober 1856 in Frankfurt/Oder
(geschrieben 1831)

Unsere Familie hat seit Jahrhunderten in Magdeburg gelebt; und wenn ich auch in Berlin, in Pommern und der Neumark Leute unseres Namens angetroffen habe, so hat sich doch meist gefunden, daß ihre Voreltern Magdeburger waren. Die Weltmannsche Geschichte Magdeburgs, ein lesenswertes und unterrichtetes Buch, gedenkt schon eines unseres Namens, der im 15. Jahrhundert in Magdeburg gelebt hat. Um 1470 war auch ein Schartow Probst des Klosters Unserer lieben Frauen zu Magdeburg.

Der Vater meines Großvaters, ein Johann Benedict, war Doktor juris und consul dirigens, oder, wie man sich in Magdeburg auszudrücken pflegte, regierender Bürgermeister. Er hat mehrere juristische Bücher verfaßt, welche, wo nicht den tiefen Denker, doch wenigstens den sorgsamen und mit gehöriger Kritik sammelnden und zusammenstellenden Kompilator beurkunden. Er starb im Anfang des vorigen Jahrhunderts und war ein Sohn eines H. von Schartow. Dies habe ich in seiner kleinen, eher pomphaften im Geist damaliger Zeit verfaßten Postulatae vorgefaßten Biographie selbst gelesen. Warum er nicht auch Edelmann war, darüber ist mir keine Überlieferung geworden. Sollte er ein Kind der Liebe gewesen sein, auf das der Stand des Vaters nicht übergeht? Die Familie von Schartow, deren Existenz ich nicht bezweifeln kann, ist übrigens längst ausgestorben. In Verbindung mit ihr steht das Dorf Schartau bei Magdeburg. In der Kirche liegen mehrere alte von Schartow begraben, und die Altardecke soll noch in meiner Jugend das Wappen der von Schartow gehabt haben, einen Pelikan, der nach fabelhafter, alter Angabe aus eigenem Blute aus seiner Brust seine Jungen tränkt. Auch wir führen dieses Wappen noch jetzt.

Ich habe nie Gelegenheit gehabt, über das Verhältnis und über die ausgestorbene Familie und ihre Verbindung mit jenem längst dem Staube gehörigen Dorfe nähere Erkundigungen einzuziehen. Etwas Urkundliches mag sich auch kaum in Magdeburg ermitteln lassen, da alle Archive, die das Herzogtum und die Stadt betreffen, bei der Zerstörung im dreißigjährigen Krieg untergegangen sind. Unsere Familie muß übrigens slawischen, nicht keltischen Ursprungs sein. Das zeigt der Name. Das Wort Schartow hat eine slawische Endung, es müßte polnisch geschrieben werden Szartow; daß es etwas im Polnischen bedeute, finde ich in keinem Wörterbuch. "Cart" heißt im Polnischen der böse Geist (Teufel).

Wieviele Söhne oder Töchter mein Eltervater, der Bürgermeister Schartow gehabt hat, ist nicht zu meiner Kenntnis gekommen; ich weiß nur, daß einer seiner Söhne, meine Großvater Johann Benedict, für den Handelsstand bestimmt, in einem großen Hamburger Hause die Handlung erlernte, sich dann in Magdeburg etablierte und am Breitenwege eine sogenannte Brandstelle kaufte und sie bebaute. Das Haus hatte zum Goldnen Hirsche schon vor dem Brand geheißen, und es behielt dieses Emblem bei. Dieses Haus, das er - ich glaube 1724 erbaute - ist noch heut

in unserer Familie, es fiel durch Erbgangsrecht auf meinen Vater, und nach dessen Tode bekam es mein Bruder, der es noch heute besitzt. Mein Vater ist in diesem Hause geboren, ebenso ich und meine Geschwister. Im Jahre 1810 oder 1811, als Magdeburg unter Westfälischer Regierung den Lasten und Abgaben fast erlag, mit denen das Grundeigentum damals beschwert wurde, fand sich mein Bruder veranlaßt, den Goldenen Hirsch zu verkaufen. Nach wieder eingetretener Preußischer Besitznahme 1814 brachte er aber das väterliche Haus durch Rückkauf wieder an sich.

Mein Großvater hatte sich 1724 mit Anna Dorothea Köppen, der Tochter eines Rats Herrn in Magdeburg verlobt, und am 19. April 1725 war ihre Hochzeit. In seiner Ehe wurden neun Kinder erzeugt, fünf Söhne und vier Töchter. Fünf dieser Kinder verstarben in der Kindheit. Vier erreichten ein bedeutendes Alter.

Der älteste, 1726 geborene Sohn Christian ward Kaufmann. Er hatte eine Rumpfung zur Frau, eine Großtante des jetzigen Ministers Klewitz, er starb schon vor meiner Geburt. Er war Holzhändler, hatte wechselnde Schicksale, hinterließ wenig Vermögen und 3 Kinder. Einen Sohn, Christian, der in Magdeburg die Handlung erlernte, gegen der Eltern und des Großvaters Willen 1774 nach Ostindien ging und dort bald seinen Tod fand. Das Schiff, auf dem er die Reise von Batavia nach Makao machte, ging unter. Außer diesem Christian Schartow verblieben 2 Töchter. Die älteste war verheiratet an den Bankdirektor Kuntzel zu Magdeburg, einen fröhlichen und zuverlässigen Mann, der den Verstand hatte, ungefähr 100.000 Taler zu erwerben und zu hinterlassen. Ich habe mir schon in meiner frühesten Jugend die Handlungsweise dieses Mannes in mehrfacher Beziehung zum Vorbild genommen, ich hatte Ursache dazu. Seine Umsicht in allen Geschäften, seine Ruhe, mit der er alles zu überlegen, die Klarheit, mit der er seine Ansicht vorzutragen, die Gründe, mit denen er sie geltend zu machen wußte, eine mehr als gewöhnliche Ordnungsliebe, große Berufstreue, an der allerdings wohl Liebe zum Gewinn Anteil hatte, Ausdauer in Geschäften, stete Regelmäßigkeit im Leben, besonders Enthaltensamkeit im Essen und Trinken zeichneten diesen Mann in der Familie aus. Man kritisierte mitunter seine oft zu weit getriebene Winklichkeit, indessen habe ich nicht finden können, daß er geizig gewesen wäre, wo der Anstand es nicht zugelassen hätte. Unverkennbar hatte er ein gewisses Übergewicht in der Familie. Auf mich und meinen Bruder hielt er sehr viel, das lag gewiß mit darin, daß er uns für gute Wirte hielt, denn Verschwendung war ihm ungemein zuwider; und wo er Gesinnungen und eine Handlungsweise fand, die den seinigen entsprachen, faßte er Zutrauen. Er war daher unser Freund bis an sein Ende; ich bleibe gern vor dem Bilde dieses Mannes stehen, der auf meine Bildung, mehr noch auf meinen Sinn Einfluß gehabt hat; nicht durch Lehre und Ermahnung, denn er ist wohl nie in den Fall gekommen, mir irgendeine Ermahnung zu geben. Er besaß eine feste Gesundheit, hatte ziemlich meine Constitution, jedoch nicht ganz meine Größe, war nie krank und starb im Oktober 1814, 75 Jahre alt. Eine schwache Seite von ihm war unstreitig seine Vorliebe für das Geld. Er hatte es erworben, sein Genuß dabei lag in dem Bewußtsein, zu erwerben und erworben zu haben, in dem Besitze, nicht in dem Gebrauche. Seine persönlichen Bedürfnisse waren beschränkt und gemessen. Ein Reitpferd war sein einziger für sein Vergnügen bestimmter Aufwand. Die Haltung einer Equipage war, seit ich denken konnte, Gegenstand der Diskussion unter den Eheleuten. Seine Frau konnte den schulischen Wunsch, mit eignen Pferden zu fahren, nicht durchsetzen. Daß er als vermögender Mann starb, lag in seiner Sparsamkeit, denn er erwarb nur durch das Aufsammeln seiner allerdings bedeutenden Einkünfte. Auf kaufmännischen Erwerb konnte er nicht rechnen, handeln (Handel treiben) durfte er als Bankbeamter nicht. In seinem Wesen finde ich den Satz bestätigt, der sich mir im Laufe meines Lebens oft dargestellt hat, daß der Erwerbende in der Familie selten der Genießende ist. Der alte Kuntzel hinterließ eine Witwe, meine Cousine, und 3 Kinder. Die Cousine ist vor ungefähr 10 Jahren gestorben. Der Tod des Mannes und Vaters, so sehr er sie betrübt, erweckte doch die Neigung zum Lebensgenuß; die Sparsamkeit des Hausvaters hatte manche Entsagung geboten, die Gefügigkeit der Familie sie gebilligt, um dem alternden Herrn gefällig zu sein, aber nicht im Herzen, denn Mutter und Kinder liebten Genuß jeglicher Art.

Seit mehr denn 10 Jahren war die Tochter vom Hause in Berlin an den jetzigen Geheimen Hofrat Behrend verheiratet, dahin strebte der Mutter und der beiden Söhne Sinn, man zog nach Berlin, und die längst ersehnte Equipage wurde sogleich angeschafft.

Die Söhne waren von 22 und 19 Jahren. Der ältere hatte die Landwirtschaft erlernt, sein Bestreben war der Ankauf

eines bedeutenden Landgutes. Um meinen Rat deshalb zu hören, besuchte er mich in Soldin; ich riet, in einer öffentlichen Lizitation zu kaufen, wo man damals am wohlfeilsten kaufte. Er befolgte meinen Rat nicht, sondern kaufte das Gut Altheiden in der Neumark von den Besitzern. Er hatte es viel zu teuer erstanden, eine Menge Geld darin verbaut, und so erreichte ihn dann bald das Schicksal, und es kam zur Subhastation. Dieser Sohn Wilhelm hatte sich mit der Tochter des Forstmeisters Olberg verheiratet, mit der er aber in Unfrieden lebte. Sie trennte sich von ihm zu der Zeit, wo er Bankrott machte. Ein unbedeutender Fonds soll ihm, aus der Freigebigkeit des Schwiegervaters herfließend, verblieben sein. Er hat sich dann in Ostpreußen angekauft. Näheres ist mir unbekannt. Der jüngere Sohn, Carl Kunckel, studierte beim Tode des Vaters in Berlin die Rechte und setzte das Studium fort, als die Mutter dorthin zog. Er war lebenslustig, zog Vergnügungen vor und ergab sich auch dem Spiele. Er war aber schon als Auskultator in Berlin angestellt, als die Mutter starb. Er gab die Laufbahn auf und kaufte das Gut Altkirchen in Hinterpommern.

Ich habe nur der jüngsten Tochter des Onkel Christian zu gedenken. Dies ist die verwitwete Obergerichtsrätin Adresse zu Berlin. Ich kann sagen, daß sie meinem Herzen teuer ist, als nahe Verwandte und als sehr liebe Frau. Auch ihr verstorbener Ehegatte, der Obergerichtsrat und Gerichtsdirektor der französischen Kolonie in Berlin war, war ein überaus guter und liebenswürdiger Mann. Mit einem reichen Kindersegen war ihre Ehe ausgestattet. Zwei Söhne sind verblieben. Mehrere Kinder nahm der Tod in der Jugend hin. Beide Söhne sind Ärzte geworden, der ältere in Berlin, der jüngere im Oderbruch. Von den 5 Töchtern, ihren Schwestern, ist die älteste seit vielen Jahren verheiratet an den Oberprediger Kuiewel in Danzig, die zweite an den Professor Weise in Halle, die dritte an den Geheimen Hofrat Strenge in Berlin, die vierte Caroline ist unvermählt geblieben bei der Mutter, die fünfte an den Hofrat Köhne in Berlin. Mit der Familie Adresse bin ich sehr viel in Berührung gekommen, ich war jahrelang ihr Hausgenosse.

Das 2. Kind meines Großvaters, eine Tochter, meine Tante, als meines Vaters Schwester war an den Kaufmann und Kattunfabrikanten Haase zu Magdeburg verheiratet; sie war eine sehr liebe Frau, von der mein Vater mit Zärtlichkeit sprach, wenn er ihrer gedachte; sie starb vor meiner Geburt; meines Oheims Haase erinnere ich mich eher noch, er ist wenige Jahre nach meiner Geburt verstorben. Aus seiner Ehe mit meiner Tante sind 3 Kinder verblieben, ein Sohn und 2 Töchter. Der Sohn hatte die Handlung gelernt und des Vaters Fabrikgeschäft. Er hatte keine andere Fabrikstätte kennengelernt, als die väterliche. Seine Ausbildung als Fabrikant war daher nur einseitig. Die großen Fortschritte, die ähnliche Fabriken machten, blieben ihm fremd, ein besonderer kaufmännischer Sinn ist nie in ihm gewesen, und er war auch viel zu eigensinnig, um den Worten wohlwollender Freunde Gehör zu geben, auch viel zu verschlossen, um sich einem Freunde oder einem Verwandten zu entdecken. Durch alles dies bereitete er sein Schicksal vor, seine Fabrik schloß ein, er mußte sein Geschäft am Ende ganz aufgeben, 1796 kam es über sein Vermögen zum Konkurs. Sein Schicksal war umso beklagenswerter, als es mit einer Zeit zusammentraf, wo in Magdeburg der Handels- und Gewerbestand blühte, und wo alles, was in Magdeburg Kaufmann oder Fabrikant war, verdiente und Geld erwarb. Zum Glück hatte er keine Kinder, nur seine Frau teilte sein Geschick. Beide Eheleute gingen nach Berlin und fanden bei Adresse und seiner Frau ein Asyl. Durch dessen Bemühung wurde er Rendant bei dem Generalauditorium. Er starb 1807 oder 1808. Seine Witwe verzog nach Zerbst, ihrer Vaterstadt.

Haase hatte 2 Schwestern. Der älteren, einer lebhaften Frau, hatte der Vater in ihrer Jugend einen Mann aufgedrungen, den sie nicht mochte und mit Widerwillen nahm, den Hauptmann Libeu zu Braunschweig. Sein Tod erlöste sie nach einigen Jahren. Er starb an der Auszehrung, und die junge Witwe zog nach Magdeburg zurück. Nun fand sich ein dem Herzen und dem Geschmack zusagender Freier, der Hauptmann von Kleist, der die einzige in der Ehe mit Libeu geborene Tochter adoptierte, sie war etwa 1 Jahr älter als ich und ein wunderhübsches Mädchen, heiratete mit 20 Jahren einen Major von Uttenhofen zu Torgau. Ihr Mann war derselbe General dieses Namens, der nun schon seit Jahren in Frankfurt steht und dort eine Brigade-Infanterie kommandiert. Herr von Kleist, der Stief- und Adoptivvater unserer Cousine, brachte es bis zum Oberst und war derselbe Oberst von Kleist, der als Adjutant des Herzogs von Braunschweig die Schlacht bei Auerstädt gegen Savoust mitmachte am 14. Oktober 1806, und als jener verwundet vom Schlachtfeld nach Braunschweig und von da nach Ottensen bei Altona gebracht wurde, ihn, unbekümmert um das Schicksal des Heeres begleitete und sich auch nicht weiter bemühte, nach Preußen zum König zu gehen. Man hat ihm dies übel ausgelegt, indem man davon ausging, daß er von den Schlachtplänen des Herzogs,

als dessen Adjutant, unterrichtet gewesen sein müßte, und daß, wäre er bei dem Heere geblieben, er wenigstens den anderen Generalen die nötige Auskunft über des Herzogs Absicht hätte geben können. Alle Offiziere, die am 14. Oktober gefochten hatten, oder in den folgenden Schlachten, mußten sich und ihr Benehmen 1807 nach dem Frieden vor einer sogenannten Reinigungskommission rechtfertigen. Inwiefern dies dem Herrn von Kleist gelungen ist, habe ich nicht erfahren. In den Dienst trat er nicht wieder, er bezog sein Landgut bei Halle, wo er vor einigen Jahren verstorben ist. Bald nach ihm starb auch seine Frau. Der hinterbliebene Sohn ist Regierungsrat in Erfurt; auch Töchter haben die von Kleist hinterlassen, über die ich nichts weiß. Die jüngere Schwester der Frau von Kleist ist eine verwitwete Scheidt in Magdeburg. Ihr Mann war dort Kammersekretär, er hätte gewiß eine bessere Laufbahn gemacht, aber er starb schon im 30. Lebensjahr, weil er ein Lebemann und dem Spielteufel verfallen war. Weder die Bitten seiner Frau, noch die ernstesten Vorhaltungen seiner Freunde konnten ihn zurückhalten. Er hinterließ seiner Gattin 2 Töchter und einige tausend Taler Spielgewinn. Die Mutter leitete mit Sorgfalt die Erziehung der Töchter, die im zarten Alter den Vater verloren hatten. Beide waren hübsch und überaus liebenswürdig. Die ältere heiratete den Oberlandesgerichtsrat Vetter in Halberstadt, die zweite, lebhafter und reizender als die ältere, verband sich mit dem Oberlandesgerichtsrat Kleffel zu Magdeburg. Mit beiden Männern war ich durch Freundschaft verbunden. Vetter war mein Jugendfreund und Kleffels Bekanntschaft machte ich auf der Universität Halle. Leider entriß diesen wackeren Mann vor ungefähr 10 Jahren ein bössartiges Nervenfieber seiner Familie, mit der er in glücklichen Verhältnissen lebte. Er hat 2 Söhne hinterlassen. Vetter lebt in Halberstadt und hat einen Sohn.

Ich komme auf das folgende Kind meines Großvaters, den vorgenannten Amsterdamer Onkel, den merkwürdigsten in der Familie. Johann Benedict Schartow, geboren am 30. Mai 1734, zeichnete sich schon als Knabe durch Lebhaftigkeit und Wißbegierde aus. Ein alter Bekannter meines Großvaters, ein Amsterdamer Kaufmann, kam nach Magdeburg zum Besuch. Der muntere Knabe gefiel dem Alten, er wünschte, ihn mit nach Holland zu nehmen, um ihn dereinst in seine Handlung zu nehmen und sein Glück zu machen. Die Eltern willigten ein, der Kleine kam nach Holland. Er sah die Mutter nie wieder. Er hat nur einmal noch in seinem Leben in Magdeburg seinen Vater umarmen können, um in Holland nur zu früh sein Leben zu beschließen. Er bildete sich in Amsterdam zum Kaufmann aus, ging aber noch als ganz junger Mann in die Dienste der Ostindischen Kompagnie, und erhielt eine Anstellung in Batavia. Hier stieg er von einer Stelle zur anderen und erwarb in vielleicht 15 Jahren ein Vermögen von fast einer Million Gulden. Um dies möglich und erklärlich zu finden, bedarf es eines Rückblicks auf die damaligen Verhältnisse des Handels. Die Zeit, in der mein Oheim in Ostindien wirkte und für sein Geschäft tätig war, ist die des siebenjährigen Krieges, den die in demselben kämpfenden Seemächte, England und Frankreich, fast in allen Weltteilen führten, in denen ihre Kolonien verbreitet waren. Holland war in diesem Kriege (1756 - 1763, zur See eigentlich noch länger) bekanntlich neutral, und die Holländer rissen daher während dieses Krieges den Seehandel überaus an sich. In welchen Jahren mein Onkel eigentlich in Batavia gewohnt hat, ist mir nicht bekannt geworden. Das für Europäer nachteilige Klima nötigte ihn, nach einigen Jahren nach Holland zurückzukehren. Seine Gesundheit hatte indessen in Java gelitten und seine Konstitution soll nicht besonders stark gewesen sein. Er starb schon am 1. Oktober 1776 in seinem 43. Lebensjahr zu Amsterdam. Ein Ölgemälde von ihm befindet sich bei meinem Bruder in Magdeburg. Er war besonders Freund der Malerei und der Musik. In seinem Nachlaß sollen sich schöne Gemälde befunden haben, die man in Amsterdam verkaufte, da man ihren Wert nicht zu schätzen wußte. In seinem Dienst befanden sich auch einige Musiker, so daß er eine persönliche kleine Kapelle gehabt hatte. Er muß mit Aufwand in Amsterdam gelebt haben, denn sein in Ostindien erworbenes Vermögen war bei seinem Absterben schon etwas geschmolzen. Er starb unverheiratet, mein Großvater war sein Erbe.

Das letzte der Kinder meines Großvaters, die am Leben blieben, das siebente in der Reihenfolge, war mein verstorbener guter Vater, Friedrich August, geboren am 26. Oktober 1737. Nach ihm wurden dem Großvater noch 2 Kinder geboren, ein Sohn und eine Tochter, beide starben in der Kindheit.

Mein Vater war in seiner Jugend kränklich gewesen, er hatte besonders an den Augen gelitten. Wie er mich oft versichert hat, war er der Liebling der Mutter. Seine Kränklichkeit mag besonders die Aufmerksamkeit der Mutter auf ihn gerichtet haben. Er erhielt eine Schulbildung, wie die damalige Zeit sie geben konnte. Zur Erlernung der Handlung bestimmt, verließ er vielleicht schon von Tertia aus die Schule und wurde vom Vater auf dessen Kontor beschäftigt. Dieser gab aber bald nachher seinen Handel auf und wurde Schiffer und mein Vater bei ihm Buchhalter

und sogenannter Schiffsschreiber, bis er nach des Vaters Tode selbst Kurmärkischer Elbschiffer ward. Magdeburger Schiffer war er schon bei Lebzeiten des Vaters.

Bevor ich seiner weiter gedenke, muß ich noch einmal auf meinen alten Großvater zurückkommen, den ich noch gekannt habe und mich seiner Persönlichkeit sehr wohl erinnere. Er war im Anfang des vorigen Jahrhunderts, wahrscheinlich 1706, geboren, mithin unter der Regierung Friedrichs I., der Preußen zum Königreich erhoben hatte. Die Zeit seiner Geburt kann mit Recht eine sehr bewegte genannt werden. Der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische verheerten damals Europa.

Seine Verheiratung und sein Etablisement, der Anfang seines Wirkens als Geschäftsmann und Hausvater fällt in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. Bei der Taufe seines 2. Kindes, einer Tochter, lebte seine Mutter noch, denn sie ist als Frau Bürgermeister Schartow unter den Taufzeugen des Kindes aufgeführt (1729). Die Nachricht von einer späteren Taufe eines 1739 geborenen Kindes gedenkt als eines Taufzeugen des Großvaters Bruders Christian. Auch eine Schwester hatte mein Großvater, die an den Kanonikus Burghoff in Magdeburg verheiratet gewesen ist. Daher unsere Verwandtschaft mit der Burghoffschen Familie, die aber im Mannesstamm fast ausgestorben ist.

In einer besonders günstigen Vermögenslage ist zufolge der Überlieferung, die mir mein Vater gemacht hat, der Großvater nicht gewesen, bis ihm wenige Jahre vor seinem Tode eine Erbschaft anheim fiel, die aber auf die schmerzlichste Weise erworben werden mußte, durch den Tod eines geliebten Sohnes. Am 26. Oktober 1761, also im Laufe des siebenjährigen Krieges, dessen Verhängnisse auch ihn gedrückt hatten, verlor er seine Frau ([Anna Dorothea Köppe](#)), mit der er 35 Jahre gelebt hatte, sehr zufrieden und glücklich. Sie soll eine ganz vortreffliche Hausfrau und zärtliche Mutter gewesen sein. An seinem ältesten Sohn ([Christian](#)) hatte er nicht viel Freude erlebt. Übermäßige Spekulationen, wohl auch Unfälle im Geschäft hatten ihn als Kaufmann bald gestürzt, sein Tod folgte dem Verfall seiner Umstände, und dem Großvater fiel die Versorgung der Kinder anheim.

Auch für seine Schwiegertochter, geb. Rumpf, hat er redlich gesorgt. Der Enkel ging nach Ostindien und fand dort seinen Untergang. Die Enkelinnen, die Kunckel und die Andresse verheirateten sich demnächst. Die erste noch bei Lebzeiten des Großvaters. Zwei schon verheiratete Kinder hatte er nun verloren, ein Sohn war in Ostindien tot, seine Frau hatte er auch verloren, und so blieb ihm von seinen Kindern nur noch mein Vater, der einzige in der Familie, der ihn in seinen Geschäften unterstützen konnte und dem er mit viel Liebe zugetan war. Er gab den Handel auf und ward Schiffer. Ich muß mit wenigen Worten bemerken, welche Bewandnis es mit der Elbschifffahrt in Preußen damals hatte.

Die Befugnis, die Elbe mit Frachtschiffen von Hamburg nach Magdeburg und zurück, und ebenso, sie von Hamburg aus bis Havelberg und von da die Havel und die Spree zu befahren und so Kaufmannswaren zu verschicken, war Geschäft zweier privilegierter Korporationen, der sogenannten Schifferbruderschaften, der Magdeburger und der Berliner. Das Magdeburger Schiffsrecht war ein Privilegium personalissimum. Das Generaldirektorium (bekanntlich die oberste Landesbehörde in allen Administrationsangelegenheiten bis 1806, wo es aufgelöst ward) privilegierte einzelne qualifizierte Schiffer mit dem Recht der Schifffahrt. Dies Recht erlosch aber mit dem Tode des Berechtigten, ging also nicht auf die Erben über, hatte mithin keinen Kaufgeldwert, war auch nicht Gegenstand des Verkaufes, nur auf die Witwe eines Schiffers ging es über. Das Berliner aber, die Befugnis von Hamburg und Berlin und so zurück, die Elbe, die Havel pp. zu befahren, war ursprünglich an 24 Schiffer verliehen, in ihr Eigentum übergegangen, war wie jedes andere Recht Gegenstand des Verkaufes, der Abtretung und der Vererbung. Ein solches Schifffahrtsrecht kaufte der Großvater, hatte sich auch in Magdeburg Privilegium zu verschaffen gewußt und betrieb bis an sein Lebensende beide Schifffahrten, oder ließ sie eigentlich durch meinen Vater betreiben, der die Bücher führte, die Korrespondenz besorgte und die Reise mit den Hauptschiffen mitmachte, so daß er in jeder Woche Hamburg und Berlin besuchte. Alle und jede Schifffahrt wurde in einer bestimmten Reihenfolge der Schiffer betrieben, die alle Konkurrenz beim Beladen ausschloß. Erst wenn der erste Schiffer seine volle Ladung hatte, durfte der zweite zum Beladen schreiten, und so traf jeden die Reihe in einer gewissen Ordnung, die aber insofern von seiner Tätigkeit abhing, als die Reise beim Wiederbeladen an dem Bestimmungsort der Güter, vom Tage der Ankunft daselbst abhängig war. Gelang es dem Schiffer auf der Fahrt andern zuvorzukommen, schneller seine Bestimmung zu erreichen und dort bald auszuladen, so traf ihn das Wiederbeladen umso schneller. Die Schifffahrt war vormals ein einträgliches Gewerbe,

besonders wenn beide Privilegien in einer Person vereinigt waren, wie in unserer Familie. Das alles hat sich jetzt geändert.

Ich kehre zu meinem Großvater zurück. Er hatte fast sein 70. Lebensjahr erreicht, als der betrübte Todesfall seines Sohnes in Amsterdam eintraf. Der Nachlaß soll sich auf ca. 300.000 fl. Holländisch belaufen haben. Mein Vater und der Schwiegersohn Haase wurden von alten Herren nach Amsterdam deputiert, um die Erbschaft zu realisieren. Guten Willen hatten beide, zuverlässig dieses Geschäft möglichst vorteilhaft für ihren Machtgeber auszuführen. Der eine verstand es ebensowenig wie der andere. Unkunde der Holländischen Sprache tat das übrige. Sie fielen gewissenlosen, vielleicht auch ungeschickten Advokaten in die Hände, und nach dem, was mir der selige Vater über diese Angelegenheit mitgeteilt hat, haben sie nicht die besten Geschäfte gemacht. Mein Vater hielt sich deshalb ziemlich lange in Amsterdam auf, machte viele Bekanntschaften, er wußte manches Interessante von Holland zu erzählen. Damals war allgemeine Ruhe, kein Krieg trübte der Holländer kaufmännische Gewerbe. Ein bedeutendes, zum Nachlaß des Oheims gehöriges, einem öffentlichen Institut in Frankreich anvertrautes Kapital ging sogleich verloren; das war durch Unkunde der Formen, die erforderlich waren, es einzuziehen, geschehen, und ein bedeutender Abstoß mußte auch in Holland bezahlt werden. Von der Langsamkeit, diesem bekannten Charakterzug der Holländer, der auch den dortigen Rechtskonsulenten zu eigen ist, wußte mein Vater nicht genug zu erzählen, und ebenso oft gedachte er oft ihrer Habsucht. Der eine Notar, der oft in der Erbschaftssache befragt werden mußte, stand ihm nicht Rede, bevor nicht ein vollwichtiger Dukaten auf dem Schreibtisch lag. Da dieser Mann vielfältig hat befragt werden müssen, so hat er dem Großvater eine Menge Geld gekostet. Die Bevollmächtigten setzten den Nachlaß in bares Geld um, mit Einschluß schöner Gemälde, die gewiß verschleudert wurden, da man ihren Wert nicht erkannte. Nur ein Porzellanservice, Silber und Kostbarkeiten kamen nach Magdeburg. Ein Testament hatte der Verstorbene nicht gemacht, in Holland aber gilt der Schiedfall, der auch in Magdeburg Grundsatz ist bei der Intestaterbfolge, d.h. die Ascendanten schließen bei der Erbfolge in den Nachlaß eines Kinderlosen und Unverheirateten die Geschwister desselben mit ihren Kindern aus. So fiel die ganze, für damalige Zeiten bedeutende Erbschaft dem siebzigjährigen Großvater allein zu. Nun ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß ein unvermuteter und plötzlicher Zuwachs irdischer Güter nicht immer den Erwerber beglückt, wie es seine Bekannten voraussetzen, besonders aber, daß ein so durch Zufall erworbenes Vermögen selten mit Einsicht verwaltet und mit Mäßigung genossen wird. Auch in unserer Familie sollte sich diese Wahrheit auf unangenehme Weise bestätigen. Ich will es dem alten Herrn nicht für einen unweisen Gebrauch seines Geldes anrechnen, daß er seinen Hausstand auf einen so glänzenden Fuß errichtete, wie reiche Kaufleute in seiner Vaterstadt ihn gewöhnt sind, daß er Häuser kaufte usw. Dies war natürlich und stand mit seinen Revenüen im Verhältnis. Etwas sehr Übles aber war es, daß er ohne Sicherheit Geld auslieh, und daß er seines großen Vermögens Verwaltung einem Manne anvertraute, der früher sein Vertrauen, leider auch das meines Vaters besaß, und es zum großen Schaden beider mit Absicht auf seinen Vorteil mißbrauchte. Dies war der damalige Advokat und nachherige Justizkommissarius Spengler zu Magdeburg. Dieser Mann überlebte meinen Großvater um etwa 10 Jahre. Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl. Er war mehr als wohlbeleibt, ein Lebemann und besaß das sogenannte donus insinandi (Schmeichelkatze) wie sich alte Leute in meiner Jugend ausdrückten. Er hinterließ seiner Familie ein schweres Vermögen, zu dem die Schartow'sche Erbschaft ungefähr 50.000 Taler beigetragen hat. Er war offenbar vom Stamme "Nimm". Es ist mir noch gut erinnerlich, wie ihm bei uns der Rheinwein schmeckte und wie er zu sprechen und zu erzählen verstand. Im Liquidieren für seine Geschäfte war er Meister. Wenn er bei seinen täglichen Spazierritten bei dem Gruße mit Bekannten anhielt und den im Fenster liegenden begrüßte und diesem auch nur ein Wort entfuhr, das als eine Erkundigung nach der Lage seines Prozesses ausgelegt werden konnte, so standen 1 oder 2 Taler pro Colloquio auf der künftigen Rechnung - so weit habe ich es im Liquidieren noch nicht gebracht. Üble, aber nicht unverdiente Nachrede über seine Habsucht verletzte den Mann noch lange nach seinem Tode. Sein Vermögen hat den Kindern keinen Segen gebracht, er ist schließlich diszipliniert worden. Ich komme später bei der Geschichte meines Vaters noch einmal auf Spengler zurück, er spielte diesem einen argen Streich und brachte ihn um vieles.

Lange genoß der alte Großvater sein Vermögen nicht. Ein Schlagfluß tötete ihn plötzlich 1781; ich war damals etwas über 5 Jahre alt und des alten Mannes Liebling. Die Liebe des Greises zu meinem Vater hatte sich auf mich übertragen. Täglich mußte ich mit ihm nach seinem Garten oder spazierenfahren, und sonst immer um ihn sein. Unstreitig hätte er mich verzogen, wäre ich so länger um ihn gewesen. Ich erinnere mich, so sehr dies alles auch

noch in die Jahre meiner Kindheit fällt, noch mit vieler Bestimmtheit der Person des alten Großvaters, seines Kutschers, der viel bei ihm galt, des Lehnstuhls, in dem er zu sitzen pflegte, und wie er mich liebevoll auf dem Schoße hielt. Er war von meiner Größe ungefähr, nicht korpulent, aber doch stärker als ich; in seinem Wesen schnell und hastig und dabei sehr guten Humors. Sein Tod, sein Begräbnis, meine kleine in tiefe Trauer gekleidete Person, daß ich mit zur Leiche ging, die Auktion seines Mobiliarnachlasses, alles dies ist mir noch sehr erinnerlich, wie denn überhaupt die Eindrücke, die wir in unserer Jugend empfangen, die lebhaftesten sind. Er hatte kurz vor seinem Tode bestimmt: Sein Nachlaß ginge in 3 Teile, von dem mein Vater, das einzig noch lebende Kind, ein Drittel erhielt, ebensoviel erhielten die beiden Töchter des ältesten, längst verstorbenen Sohnes Christian, die Kunckel und deren damals noch unverheiratete Schwester, die noch lebende Andresse, und ebensoviel die Kinder der verstorbenen Haase, Jakob Haase und seine beiden Schwestern, die Scheidt und die damalige Libeu. Mein Vater wurde indes wie billig begünstigt. Er hatte seinem Vater mehr als 30 Jahre hindurch die Schifffahrt betrieben und ihm alle seine Berufsgeschäfte fast ganz abgenommen, mithin sich sehr um ihn verdient gemacht. Er war ihm auch lieber und seinem Herzen teurer als jene Enkel. Um die Verdienste meines Vaters zu kompensieren, erhielt er die Berliner Schifffahrt als Prälegat, und das galt für bares Geld, es war damals mindestens doppelt soviel wert. Auch erhielt ein Vermächtnis von 1000 Taler Geld. Der alte Mann nahm die Achtung und Liebe derer, die ihn gekannt hatten, mit in sein Grab. Biederkeit, Redlichkeit, und ein wahrhaft christlicher Sinn hatten ihn ausgezeichnet, er soll besonders auch sehr wohlthätig gewesen sein und freigebig, mehr als nötig gewesen wäre. Über seine Verheiratung, die Geburten seiner Kinder und über die Todesfälle in der Familie hat er in einem kleinen Buch das Nötige, obwohl dürftig, aufgezeichnet. Ich habe diesen Aufsatz, sogen. *adurtationes personalia* bei dieser vorliegenden Arbeit benutzt. Von seiner Frau spricht er mit Achtung und vieler Liebe. Er überlebte sie um 20 Jahre.

Ich komme nun auf meinen verewigten Vater. Seiner Geburt und seiner Erziehung gedachte ich oben, des Zusammenhanges wegen. Das Glück lächelte ihm bei dem Eintritt in die Geschäftswelt nicht. Zum Kaufmann hatte ihn der Vater nicht ordentlich ausgebildet, und ein förmliches Etablissement als Kaufmann schienen auch die Familienverhältnisse nicht zuzulassen. Der Vater bedurfte einer Unterstützung bei dem Betriebe der Schifffahrt, und der Sohn gab sich hin, diese zu gewähren. In seine schönsten Lebensjahre fiel der siebenjährige Krieg, mit Begeisterung konnte der Vater von der damaligen, so bewegten Zeit sprechen und von Friedrich dem Großen, dem Helden seines Jahrhunderts. Als dieser nach der am 6. Mai 1757 gewonnenen Schlacht bei Prag die geschlagene österreichische Armee in diese Festung einschloß, sie brannte und belagern wollte, mußte schleunigst Belagerungsgeschütz herbeigeschafft werden, was die Armee nicht mit sich geführt hatte. Es wurde aus dem Zeughaus zu Magdeburg geholt, und mein Großvater übernahm die Verschiffung desselben bis in die Gegend von Prag. Alles ward mit großer Tätigkeit und Schnelligkeit unter Mitwirkung dazu kommandierter Offiziere betrieben; mein Vater, damals 20 Jahre alt, hatte die Aufsicht über die Schiffe und begleitete diese. Ein angemessener Wasserstand begünstigte die Fahrt, und nach 14 Tagen war das Geschütz schon in Böhmen ausgeladen. Eine freundliche Einladung des Artillerieoberst Müller führte meinen Vater, dessen Geschäft eigentlich beendet war, in das preußische Lager vor Prag. Er war nun Augenzeuge der merkwürdigen Belagerung, von der er mir in meinem Knabenalter oft erzählte. Im Zelt des Oberst hatte er sein Absteigequartier gefunden. Die verlorene Schlacht bei Collin, alias bei Planian in Böhmen am 18. Juni 1757 machte bekanntlich die Aufhebung der Belagerung von Prag notwendig. In seinem 24. Jahre verlor der Vater seine Mutter, die zufällig an seinem Geburtstag starb. Im 25. Lebensjahre verheiratete er sich mit meiner seligen Mutter Sofie Henriette, der zweiten Tochter des Kaufmanns Behrens zu Halberstadt am 10. September 1772, sie war im 18. Jahre, soll hübsch, aber von einer zarten, nicht sehr starken Konstitution gewesen sein, und sie ward dem Vater zu seiner großen Betrübniß nur zu bald entrissen. Bevor ich ihrer weiter gedenke, muß ich notgedrungen abermals meine Erzählung mit einer Episode unterbrechen. Es handelt sich darum, einige Kenntnis von der Familie Behrens zu geben. Der Vater meiner Mutter, Friedrich Wilhelm Behrens, war aus Rudolstadt gebürtig, hatte die Handlung gelernt und war in Halberstadt etabliert, wo er einen sogenannten Materialladen hatte, mit Vorteil nebenher die Fabrikation von Wachslampen aller Art in einer wohl eingerichteten Wachsbleiche betrieb. Auch betrieb er Garnhandel. Bekanntlich wird im Fürstentum Halberstadt viel Flachs gewonnen und im Lande selbst zu Garn versponnen. Von den schönen Gebirgsgegenden seines Vaterlandes wußte er mich oft zu unterhalten. Ein guter kaufmännischer Geist war nicht in ihm, er hatte auch, wie sich bei seinem Tode ergab, nicht viel erworben, aber das vorhandene erhalten. Er war ein Biedermann und die Gutmütigkeit

selbst. 1748 hatte er sich mit der Großmutter, einer geborenen Nürnberg, verheiratet. Das Andenken an diese vortreffliche Frau, die mich zärtlich liebte, die mir, dem Enkel von einer geliebten, ihr nur zu früh entrissenen Tochter, so manche Freude zu bereiten wußte, wird nie in meinem Herzen erlöschen. Geistvoller, gewandter als ihr Mann, liebte sie, so lange es ihre Kräfte gestatteten das neben der Handlung bestehende Fabrikgeschäft und war regsam und tätig in ihrem Wirkungskreise, eine vollendete Hausmutter. - Leider mußte sie am Ende ihrer Tage den Untergang ihres zweiten Sohnes erleben, was den Abend ihres Lebens trübte. Die Großmutter war für jene Zeit eine fein gebildete Frau. Sie sprach glatt französisch, was ihr im siebenjährigen Krieg im Verkehr mit der anspruchsvollen französischen Einquartierung sehr zu statten kam. Mit Interesse habe ich oft ihren Mitteilungen aus jener Kriegszeit zugehört. Das offene, wehrlose Halberstadt ward mehrmals im siebenjährigen Krieg von französischen Truppen besetzt und geplündert. Ich konnte damals nicht ahnen, daß auch mir ein nur zu widerwärtiger Verkehr mit solcher Einquartierung dereinst bevorstünde. Wie oft habe ich mich später dieser Beschreibungen erinnert. Die Großmutter stammte aus vermögendem Hause, sie hatte in die Ehe 1748 12.000 Taler Gold gebracht.

Ich kehre nun von der Familie Behrens ab und meinem Vater wieder zu. Ich war als sein ältester Sohn am 18. Juni 1775 in Magdeburg geboren. 1776 folgte mir ein Bruder, wenige Monate nach seiner Geburt starb meine Mutter am 14. September 1776 an einem Nervenfieber, beweint von dem Vater, dem eine zärtliche Gattin entrissen ward, und von den liebenden Eltern. Die Großmutter nahm den kleinen 2 Monate alten Bruder nach Halberstadt, um seine Pflege zu leiten.

Der kleine Bruder starb aber bald darauf. Mein Vater schritt am 6. Mai 1777 als rüstiger Vierziger zu einer zweiten Ehe mit Dorothea Magdalene Wilhelmine, der jüngsten Tochter des Ratsherren Brömme zu Magdeburg, einer schönen, lebhaften Frau. Mit dieser hatte er drei Kinder: Mein Bruder Wilhelm, geb. 9. Juni 1778, die beiden folgenden Friederike und August starben in der Kindheit. Die Stiefmutter war lungenkrank. Der Tod des Großvaters am 31. Januar 1780 änderte die Verhältnisse meines Vaters, meine Mutter hatte ihm kein bedeutendes Vermögen zugebracht.

Die zweite Frau war reicher, das hatte seine Umstände gebessert, und die Erbschaft vom Großvater machte ihn für damalige Verhältnisse zu einem sehr wohlhabenden Manne. So bedeutend aber, wie man hätte voraussetzen können, war das Erbteil nicht. Während der 5 Jahre, in denen der Großvater das vom Sohne Christian ererbte Vermögen besessen hatte, war es so geschmolzen, daß mein Vater zufolge der Erbteilung, außer dem ihm überwiesenen Hause als das ihm zukommende Drittel des Nachlasses nicht volle 30.000 Taler Gold erhalten hat, und doch hatte der alte Herr 1776 von seinem Sohn 200.000 Taler ererbt. Man sieht, wohin schlechte Verwaltung führt. 1783 verlor der Vater die zweite Frau, am 11. Oktober. Sehr lebhaft ist mir die letzte Zeit ihrer Krankheit Erinnerung, sie segnete mich und meinen noch sehr kleinen Bruder am Tage vor dem Absterben auf ihrem Siechenbett, verehrte uns goldene Medaillen zum Andenken, nahm von ihrem Mann mit großer Besonnenheit Abschied und bestätigte bald darauf, im Todeskampfe der Sprache beraubt durch eine Bewegung mit dem Kopfe die Behauptung des am Bette stehenden Arztes, daß sie jetzt sterbe. Unsere Gebete, des Vaters heißeste Wünsche vermochten nicht, sie uns zu erhalten, ihre Stunde war gekommen, sie schied mit christlichem Sinn. Noch wenige Tage vor ihrem Tode hatte sie geäußert, wie bitter der Tod sei! Sie hatte Recht. Wenn eine 23jährige lebenslustige junge Frau vom Leben scheiden und verlassen soll, was ihrem Herzen teuer war, so muß sie die Bitterkeit des Todes tief fühlen. Ihr zweiter Sohn August folgte ihr bald, der Verlust des Töchterchens war früher gewesen. Meine Stiefmutter war die einzige Tochter zweiter Ehe ihres Vaters und wurde von ihren Halbschwestern erster Ehe des Vaters zärtlich geliebt. Eine derselben, Madame Morgenstern, die Verfasserin des sogenannten Magdeburger Kochbuchs, eine literarische Erscheinung, die damals ihr Glück machte und mehrere Auflagen erlebte, war ihr dediziert. Sie ist die Emilie, an welche die Anweisung „schmackhaft zu kochen und dem Mann dabei zu ersparen“ gerichtet ward. Längst ist die Morgenstern, eine intelligente Frau, in der Ewigkeit.

Mein Vater war nun zum zweiten Male Witwer in seinem 45. Lebensjahr, und ist entschlossen gewesen, sich wieder zu verheiraten. Da trat zu ihm der Versucher in Gestalt des heillosen Spengler, dessen wir oben gedachten, um ihm eine Frau aufzuschwatzen. Er mag ihm die Notwendigkeit und die Freuden einer dritten Ehe genug vorgestellt haben. Der arme Mann ließ sich wirklich überreden und feierte im Februar 1785 seine Verbindung mit der ältesten Tochter des Oberamtmanns Runde zu Dreileben bei Magdeburg: Henriette! Wir Kinder freuten uns sehr zu der neuen Mutter, die uns hernach teuer zu stehen kam. Spengler hatte förmlich den Eheprokurator gemacht, mein Vater

bezahlte seine Bemühungen mit 100 Friedrichsdor, der alte Runde hat ihm dafür, daß er die Tochter an den Mann brachte, 100 Dukaten bezahlt. So wußte der schlaue Spengler seine Klienten, seine sogenannten Freunde, auszunutzen. Die Verheiratung, der Eintritt in ganz neue Familienverbindungen, gab dem Hauswesen einen Umschwung. Unsere Stiefmutter liebte das Vergnügen über alles, und die überspannten Vorstellungen, die sie von ihres Mannes Vermögen hatte, schienen Aufwand aller Art bei ihr zu rechtfertigen. Der Vater, der gefälligste Ehemann, war nie ein strenger Wirt gewesen, er liebte auch den Aufwand, den Geselligkeit herbeiführt, und er widersprach daher nicht, wenn die Mutter oft große Gesellschaft zu sehen wünschte. Und so kam es, daß man „ein Haus machte“.

Equipage hatte der Vater schon vor der dritten Frau gehalten, sie wurde beibehalten, obwohl er schon die Absicht gehabt hatte, sie abzuschaffen, und er ließ es an nichts fehlen, was der Mutter Vergnügen machen konnte. Indes trübte sie bald seine Tage. Ihre Verschwendung ward ihm zu arg, besonders ihre Neigung zum Spiel. Er war in den Jahren, in denen auch lebhaftere Leute die Ruhe lieben. Als nun die Mutter einen Liebeshandel mit einem Offizier, dem damaligen Leutnant von Zochüschen angefangen hatte, wurde dies, wie billig, als eine Kriegserklärung angesehen. Es kam zur Trennung, und der Scheidungsprozeß, der anständigerweise und mit Rücksicht auf das, was die Weltklugheit gebietet, in wenigen Wochen zu beendigen gewesen wäre, ging leider durch alle zulässigen Instanzen, kostete dem Vater schweres Geld, bereitete ihm Kränkungen aller Art und hatte kein anderes Resultat, als daß die Ehescheidungsstrafe kompensiert ward. In dem Prozeß gegen die ungetreue Frau verlor der Vater viel. Die Frau hatte ihm in den wenigen Jahren der Verbindung an 10.000 Taler gekostet, was ich gern glaube. Der Scheidungsprozeß nahm 1791 oder 1792 seinen Anfang, und erst 1794 wurde die Ehe rechtskräftig getrennt. Spengler war damals nicht mehr am Leben, er sah die Früchte seiner Umtriebe nicht. Aus Neigung hatte die Stiefmutter Vater nicht geheiratet, sie war nicht mehr jung, als er um sie anhielt, weder schön, noch liebenswürdig, mochte die Verbindung aber nicht ablehnen, um nicht ein Glück von sich zu weisen, das sich darbot; sie schloß die Ehe nur, um nicht sitzen zu bleiben. Aber es wäre ungerecht, nur ihrer Schattenseiten zu gedenken, sie hatte auch Lichtseiten, war eine tüchtige Hausfrau und nahm sich der Erziehung ihrer beiden Stiefsöhne an, soweit es ihre Vergnügungen zuließen. Nach einem Jahre nach erfolgter Scheidung heiratete sie ihren Liebhaber und bezog in der Nähe des Vaters eine Wohnung. Der Vater hatte mit Wilhelmine Runde zwei Töchter, keinen Sohn. Die ältere verloren wir schon in ihrem 6. Lebensjahre an der häutigen Bräune, die jüngere Tochter, Wilhelmine, bei dem Tode der älteren noch Säugling, wuchs als ein schönes Wesen von sanfter Gemütsart heran und gewann aller Herzen. Ihre Erziehung verblieb aber dem Vater, freilich erst nach richterlicher Entscheidung.

Dem Vater waren nun aus 3 ehelichen Verbindungen 3 Kinder verblieben, jede seiner Frauen hatte ihm ein Kind hinterlassen. Obwohl wir nur Halbgeschwister waren, so liebten wir uns doch zärtlich, und der Vater versicherte oft, daß wir seine größte Freude und das Einzige wären, was ihn noch an das Leben fesseln könne. Längst hatte er auf Verminderung seiner Ausgaben Bedacht genommen. Seine letzte Ehe war noch nicht aufgelöst, als er die Equipage auflöste und seine beiden Gäule verkaufte. Sein sehnlichster Wunsch war, seiner Kinder Etablissement zu erleben. Diese Freude sollte ihm wenigstens in Ansehung der Söhne zuteil werden. Sein Hausstand ward immer kleiner. 1793 verließen ihn beide Söhne. Mein Bruder ging zu einem Kaufmann in die Lehre, und ich in demselben Jahr auf die Universität, nur Wilhelmine blieb ihm, an deren Erziehung alles gewendet ward, was ihm erforderlich schien, wie er denn aus großer Freigebigkeit keinen Aufwand scheute, den der Unterricht seiner Kinder erforderte. Ein alter, treuer Buchhalter, Deneke, unterstützte ihn bei seiner Schifffahrt, die er fortdauernd betrieb. Als dieser redliche Mann 1802 sich selbst als Schiffer einrichtete, war es nicht einmal nötig, ihn durch einen anderen zu ersetzen. Mein Bruder etablierte sich damals als Kaufmann und bezog zu meines Vaters großer Freude den oberen Stock des Goldenen Hirsches, beide bildeten nun einen gemeinsamen Haushalt, und der alt und schwach gewordene Vater hatte nun den zweiten Sohn als Haus- und Tischgenossen fortwährend um sich, der ihm auch als Buchhalter beistand. Ich, seit 1798 in West- und dann in Süd-Preußen, war ihm zu fern, als daß Besuche möglich gewesen wären. Im Herbst 1799 hatte ich ihn zuletzt besucht und gesprochen. Daß ich in meinem 24. Lebensjahr angestellt und glücklich verheiratet war, und ihm wenigstens einmal im Monat schrieb, hat sehr beigetragen, ihm seinen Lebensabend zu erheitern. Noch im Februar 1805 hatte er mir geschrieben. Nach wenigen Wochen unterrichtete mich ein Brief meines Bruders von seiner Krankheit, dem die Nachricht von seinem Tode zu meiner Bestürzung und tiefen Trauer nur zu bald folgte. Er starb am 23. Februar am sogenannten Altersbrand in seinem 68. Lebensjahr.

Er war sehr korpulent, doch gut zu Fuß, bis ein unglücklicher Beinbruch auf der Straße 1790 seine größeren Spaziergänge beschränkte. Damals schaffte er auch das Reitpferd ab. Sein ererbtes Vermögen ganz zusammenzuhalten, war ihm nicht geglückt. Die Verschwendung seiner letzten Frau, sein Hang zur Freigebigkeit und mancher Unglücksfall in seinen Geschäften hatten sein Vermögen nicht unbedeutend in Anspruch genommen. Außer den 30.000 Talern, die er vom Großvater erbte, fielen ihm von seiner zweiten Frau ungefähr noch 10.000 Taler zu. Von diesen Kapitalien war bei seinem Tode nichts vorhanden. Er hinterließ das Haus und die Schifffahrt, diese mit einem großen Vorrat an Schiffen und Geschirr. Wir verkauften dieses und das Schifffahrtsprivilegium für 15.000 Taler Gold; mein Bruder übernahm das Haus für 19.000 Taler, es waren nicht unbedeutende Schulden zu bezahlen, indes erhielten wir doch jeder fast 10.000 Taler; der gestiegene Wert des Hauses und der Schifffahrt hatte die Erbteile so hoch gestellt.

Mein Bruder Friedrich Wilhelm, geb. am 9. Juni 1778 war mein beständiger Genosse, mit dem ich Erziehung, Unterricht und jedes Vergnügen in der Kindheit bis ins Knabenalter hinein teilte. Meines Bruders Neigung zum Kaufmannsstand trat schon früh hervor. 1784 kam er zur Klosterschule Unser Lieben Frau in Magdeburg, die ich schon seit 2 Jahren besuchte. 1789 ließ ihn der Vater die Handlungsschule besuchen bis Ostern 1793. Dann kam er in die Lehre zum Kaufmann Kayser. 1802 etablierte sich der Bruder und nahm den jungen Kaliski als Kompagnon an. Nach 6 Jahren schied Kaliski aus, an dessen Stelle später ein Herr Loose sein Gesellschafter wurde. Im Mai 1805 verband sich der Bruder mit Henriette Walter, Tochter eines Fabrikanten in Halle. Im Jahre 1828 ging sie wegen ihres Brustleidens nach Bad Ems, wo sie im August dieses Jahres starb.

Nun zu meiner verewigten Schwester Wilhelmine. Noch an dem Tag, an dem mein Vater starb, verlangte ihre Mutter, die noch in Magdeburg an den nun Hauptmann von Zschüschen verheiratet war, von meinem Bruder die 17jährige Stiefschwester zurück. Der Bruder widersetzte sich und Frau von Zschüschen suchte richterliche Hilfe nach. Der Schwester ward in der Person des Justizkommissars Günter ein Vormund bestellt, und sie wurde einstweilen bei ihrer Tante Kunkel untergebracht, weil sie auch selbst nicht zur Mutter wollte. Im Oktober 1807 verheiratete sie sich mit dem Friedensrichter Heinrich zu Magdeburg, der bald darauf eine Anstellung als Tribunalsrichter in Neuhausen erhielt. Hier starb sie 1811 in der Blüte ihres Lebens, erst 22 Jahre alt, und hinterließ 2 Töchter. Die ältere folgte ihr bald in die Ewigkeit, die zweite, Agnes, ist jetzt etwa 21 Jahre alt und bei den Verwandten ihres Vaters in Halberstadt. Mein Schwager Heinrich ward bei der Reorganisation der Behörden 1814, als Preußen Magdeburg wieder erhielt, Oberlandesgerichtsrat in Halberstadt.

Ich, Johann Friedrich Benedikt Schartow, bin am 18. Juni 1775 zu Magdeburg im Goldenen Hirsch auf dem Breiten Wege geboren. Nach der Bestimmung meiner Mutter sollte ich keiner Amme anvertraut werden, sie wollte mich selbst nähren. Nach 6 Wochen verließen sie aber ihre Kräfte, und ich wurde mit Wasser und Zwieback genährt, daher ich auch nicht so kräftig geworden bin wie mein Bruder. Im 15. Monat meines Lebens verlor ich schon die Mutter, hatte aber eine sorgfältige Kinderfrau, die auch später für meinen Bruder bestimmt war. Sie starb erst, als ich Referendar war, mein Vater hat ihr bis zu ihrem Tode eine Pension gezahlt. Als ich das 3. Lebensjahr hinter mir hatte, wurde ich in eine Kinderschule geschickt. Man hatte damals den Grundsatz, daß die Kinder früh lernen müßten, still zu sitzen. Im 10. Lebensjahr zu Ostern 1785 kam ich in die Klosterschule Unser Lieben Frau zu Magdeburg. Der Vater war zu wohlwollend, mir eine Berufswahl vorzuschreiben, ich wurde nicht überredet, irgend einen Stand zu ergreifen. Den Kaufmann wählte ich nicht, weil ich nicht Stetigkeit hatte, um schön schreiben und fertig rechnen zu lernen, ich blieb in beiden sogar hinter meinem jüngeren Bruder zurück. Ich bestimmte mich bald zum Studium und gewann den Wissenschaften Geschmack ab, mehr noch den Sprachen. Schon im 12. Lebensjahr sprach ich Französisch und verstand leichte lateinische Autoren. Langsam rückte ich in den Wissenschaften vor, von denen ich, als ich in die höheren Klassen kam, Geschichte, Erdkunde und Mathematik bevorzugte. Weil ich zu anderen Berufen keine Lust hatte, bevorzugte ich und entschloß mich zum Jurastudium. Als mehrere meiner befreundeten Mitschüler 1792 und 93 die Universität bezogen, machte ich Anstrengungen, ihnen nachzueifern und bestand im August 1793 das damals erst eingeführte Abiturientenexamen. Am 16. Oktober dieses Jahres fuhr ich nach Halle. Dort studierte ich fleißig, bis ich die juristische Theorie inne hatte. Im August 1795 schloß ich mein theoretisches Studium ab und begab mich nach Magdeburg zurück, um mich nun der Praxis zuzuwenden. Auf Vorschlag des Vaters fuhr ich nach Berlin in das Haus des Oheims Andresse, um bei den Berliner Justizbehörden die praktische Ausbildung zu betreiben,

das war am 15. Oktober 1795. Am 22. desselben Monats wurde ich von einer Deputation des Berliner Magistrats examiniert, und weil ich bestand, am 12. November bei dem Magistrat zum Auskultator verpflichtet und am 13. bei dem Stadtgericht introduziert. Somit war ich in den Gerichtsstand eingetreten. Die Arbeit wurde mir anfangs schwer, aber ich gewöhnte mich ein, so daß ich nach 5 Monaten an das Kammergericht übergehen konnte. Am 11. Februar 1794 bestand ich das 2. Examen als Referendar und wurde am 2. März introduziert. Kaum hatte ich 6 Monate bei dem Kammergericht gearbeitet, da trieb es mich, möglichst bald das 3. Examen zu machen, um nur bald Assessor zu werden und mich weiter in der Welt umzusehen.

Auf eine Anstellung in Berlin konnte ich nicht rechnen, ich verlangte sie auch nicht. Mit dem Examen hätte es gar keine Eile gehabt. Meine Jugend, meine geringe Erfahrung im Dienst und meine in gewissem Sinn mangelhafte Weltbildung, hätten es mir wünschenswert machen müssen, noch einige Jahre als Referendar zu arbeiten. Indessen hielt ich es für etwas Erfreuliches, ganz selbständig zu sein, dem Vater nicht mehr mit Unterstützung zur Last zu fallen, und andere Provinzen des Staates kennenzulernen, in denen mir eine Anstellung bevorstehen würde. Ich meldete mich also im Herbst 1797 zu Probearbeiten, eilte dadurch allen Kollegen vor und beschäftigte mich so unaufhörlich mit meinen Arbeiten, daß ich mir fast keine Erholung gönnte. Im Sommer 1798 erhielt ich den Auftrag, das Justizamt Zinna zu verwalten; ich nahm ihn gern an; meine eben fertig gewordenen Probearbeiten gestatteten die Entfernung von Berlin und ich versprach mir überdies von der Verwaltung einer Unterrichtsstelle Mehrseitigkeit in meiner Ausbildung. An meinem Geburtstag 18. Juni 1798 fuhr ich dahin ab und blieb in Zinna bis 3. September. Gern erinnere ich mich der heiteren Stunden, die ich dort im Kreise froher, guter Menschen verlebte. Das Einfache ihrer Sitten, die Stille des Ortes, mein Wirkungskreis endlich, wie verschieden fand ich alles von dem geräuschvollen Berlin und seinen Bewohnern.

Seit dem 3. Mai war ich schon glücklicher Bräutigam meiner nachherigen ersten Frau, noch ein Antrieb mehr, mit meinem Examen zu eilen, um bald heiraten zu können. Das Verheiraten der Referendare und Assessoren war noch nicht Sitte, mehr als eine Rücksicht gebot es, den Rat abzuwarten, um zu heiraten, und dies Ziel war für mich nicht fern. Am 22. September 1798 ward ich zum Assessor examiniert, und so war das Ziel erreicht, nach dem ich so lange gestrebt hatte.

Meine Prüfung war so günstig ausgefallen, daß mir sogleich die Stelle eines Hofgerichtsrats in Bromberg angetragen wurde. Ich war aber erst 23 1/4 Jahre alt, lehnte den ehrenvollen Antrag meiner Jugend wegen ab und zog es vor, die Stelle eines Assessors bei der Regierung zu Thorn anzunehmen, der „Rat“ konnte mir ohnehin nicht entgehen. Die 2. und 3. Teilung Polens 1793 und 95 hatten den Staat bedeutend erweitert. Man behandelte die Einwohner der durch die Teilung des Landes an Preußen gekommenen Provinzen Großpolen, Masovien und einen Teil von Podlachien und Polnisch Litauen so, wie Friedrich der Große 1772 bei der 1. Teilung Polens die damals preußisch gewordenen Provinzen behandelt hatte, d.h. man gab ihnen deutsche Beamte aller Art, die deutsche Sprache wurde bei den Gerichtshöfen und Verwaltungsbehörden eingeführt, nach deutschen Gesetzen wurde gerichtet, und es war, als sei es auf Verwüstung aller Nationalität abgesehen. Fünf große Justizkollegien und ebensoviel Kammern (jetzt Regierungen) waren eingerichtet worden, und es erklärt sich hieraus, daß in den Jahren 1795-98 so viele junge Juristen schnell befördert werden konnten. Für das Regierungskollegium in Thorn bestimmt, verließ ich Berlin am 22. Oktober 1798. Mit der damals noch schlecht eingerichteten Post fuhr ich an einem Montag Tag und Nacht und kam am Sonnabend früh in Thorn an, wo ich zuerst nichts gut fand, als die Pfefferkuchen. Am 2. November wurde ich in Thorn vereidigt und introduziert und hatte mich eines wünschenswerten kollegialen Verhältnisses zu erfreuen. Am 11. April 1799 wurde ich zum Regierungsrat ernannt. Da aber Thorn ein freudloser Ort war und dem Collegio eine Versetzung nach Plock, einem noch schlechteren Orte bevorstand, so suchte ich meine Versetzung nach Warschau nach und sah auch im Sommer 1799 schon meine Wünsche erfüllt.

Am 19. Oktober 1799 verließ ich Thorn und traf am 26. in Berlin ein, um meine Hochzeit zu feiern. Am 1. November besuchte ich den Vater in Magdeburg, den ich so zum letzten Male sah, am 21. November wurde bei meinem Schwager, Justizrat Bürgermeister in Berlin, meine Hochzeit gefeiert. Am 26. reiste ich mit meiner Frau nach Warschau ab, wo wir am 7. Dezember eintrafen.

Meine Eindrücke dort habe ich in meinem Buche „Die Polen“ ausgedrückt. Mein Aufenthalt in der alten Hauptstadt der Sarmaten ist mir die angenehmste Erinnerung aus meinem Leben. Ich stand in den besten Lebensjahren, war glücklich und verheiratet, meine Stellung war finanziell vorteilhaft, und ich lebte auch in angenehmen geselligen

Verhältnissen. Beklagenswert nur blieb es, daß man stark mit Arbeit überladen war. Der Dienst beschäftigte so übermäßig, daß für Lektüre keine Zeit blieb, nicht einmal Zeitungen habe ich zusammenhängend lesen können. Das Übermaß an Arbeit wird aus der Geschichte Polens erklärlich, eine ordentliche und genügende Rechtspflege hatte man nicht gehabt. In Polen konnte man nicht Jura studieren, Polens Richter waren Empiriker, wie im Mittelalter in Deutschland, die Okkupation von Südpreußen führte erst dem Lande studierte Richter zu. Hatten Mängel in der Justizverfassung früher vieles unentschieden gelassen, manches verzögert und verwirrt, trat nun Ordnung ein. Es war daher kein Wunder, daß jetzt, wo Ruhe eintrat und sich der Wohlstand hob insbesondere des Grundeigentums, dieses fast ausschließlichen Vermögens der Polen, eine Menge veralteter Forderungen vor Gericht geltend gemacht wurden, deren Einziehung die früheren stürmischen Zeiten behindert hatten, und daß man Erbschaften regulieren ließ, die vielleicht vor einem halben Jahrhundert zugefallen waren. Man regulierte Grenzen, die seit Jahrhunderten streitig waren. Als eine Merkwürdigkeit muß ich hinzufügen, daß selbst Privatverhältnisse königlicher Personen vor das Ressort der Regierung zu Warschau gezogen wurden. Wir regelten das Kreditwesen des Königs Stanislaus August Poniatowski, und ein anderer König, Ludwig XVIII von Frankreich, damals Graf von Lille und im Exil, der in Warschau Zuflucht suchte und dort eine Zeitlang wohnte, ward unter die Gerichtsbarkeit unseres Kollegii gestellt.

Am 6. November 1802 wurde Auguste geboren. 1805 machte ich eine Reise nach Berlin und Magdeburg und 1807 mußte ich endlich Warschau infolge der Ereignisse des Jahres 1806 verlassen. Die verlorenen Schlachten bei Jena und Auerstädt und die bald darauf erfolgte Einnahme Berlins, in das Napoleon triumphierend einzog, erfüllten die Preußen in Warschau mit Trauer, die Polen aber mit heimlicher Freude. Die Vornehmen hatten längst ihr Vertrauen und ihre Hoffnung auf Napoleon gesetzt, sie waren in beständiger Verbindung mit Frankreich geblieben; nun schien die Stunde der Befreiung nicht fern. Als Posen besetzt war und die polnischen Legionen aus Italien kommen sollten, zweifelte kein Pole mehr an der Herstellung seines Vaterlandes. Am 27. November 1806 abends rückten die Franzosen ein, die Russen und Preußen hatten am 15. November abends die Stadt verlassen und waren über die Weichsel gegangen.

Zeuge ihres Ausmarsches ergriff mich das wehmütige Gefühl, nun ohne Schutz einer Volksmasse hingegeben zu sein, die Haß gegen Preußen im Herzen trug und die sich durch Mißhandlung oder Plünderung der deutschen Beamten rächen wollte. Es blieb aber ruhig, was den verständigen Anordnungen des Fürsten Joseph Poniatowski zuzuschreiben war, der in der kurzen Zwischenzeit die Zügel der Regierung ergriffen und eine Bürgergarde eingerichtet hatte. Kaum hatten die Franzosen Warschau besetzt, als die Polen unter der Führung des damaligen Herzogs von Cleve, des nachherigen Königs von Neapel, Murat, die Verwaltung übernahmen, eine aus 5 Mitgliedern bestehende Regierung einrichteten und mit der Auflösung der deutschen Behörden begannen.

Am 2. Dezember ward die Regierung aufgehoben und wir alle erhielten unsere Entlassung. Das geschah nicht mit dem Anstand, den die Sache erforderte. Der polnische Repräsentant Wybicki, ein verbissener Demagoge, hielt eine, in ihrem Eingang gerupfte Anrede an uns und an die polnische Justizkammer, die sich uns gegenüber an dem Sitzungstische aufgestellt hatte. Er stimmte sich aber bald zu förmlichen Schimpfreden herab, mit denen er unsere Regierung überhäufte. Anwesende Polen mißbilligten dies aber, und niemand zollte ihm Beifall. So ward denn unsere Existenz als Beamte vernichtet. Indessen kann ich mir den Vorwurf nicht machen, als hätte ich hier den Mut verloren. Eine Wiedereinsetzung in mein Amt war nicht zu erwarten, denn, daß Warschau nicht wieder preußisch werden würde, konnte man nicht bezweifeln. Ich beschloß, alle Pläne für die Zukunft vorläufig auszusetzen, bis Friede geschlossen sei, und dann nach dem Lande zu gehen, was Preußen verbleiben würde. Mein Unterhalt war gesichert, denn ich war bei Kasse, schränkte mich aber möglichst ein und bezog im Frühling 1807 eine kleinere Wohnung. Herr meiner Zeit, beschäftigte ich mich, soweit es meine Stimmung zuließ, mit wissenschaftlicher Lektüre und suchte Beruhigung über die furchtbaren Ereignisse der damaligen Zeit, die mich persönlich in ihr Verhängnis riß, in ihrer Vergleichung mit ähnlichen Verhältnissen vergangener Jahrhunderte zu finden. Meiner Person geschah nichts zu Leide, ich mußte geben und liefern, was der Krieg mit sich brachte und Einquartierung verpflegen, was aber jeden traf.

Drei- oder viermal mußten vollständige Betten an Militärhospitäler geliefert werden. Auch mit Geldabgaben blieb man nicht verschont. Im Dezember 1806, Januar 1807 war die Stadt mit französischen Truppen überfüllt, Napoleon mit der Garde und seinem Großen Hauptquartier persönlich anwesend. Täglich sah ich den merkwürdigen Mann, von seinen Feldherren umgeben. Sein Äußeres imponierte nicht, verkündete auch nicht den Helden. Vom 23.

Dezember an, wo die Gefechte an der Wilna begannen, bis zum 26. hörte man deutlich den Kanonendonner. Täglich wurde eine Menge Verwundeter in die Stadt gebracht. Es war höchst interessant, dem Kriegsschauplatz so nahe zu sein, aber mir und mehreren Freunden auffallend, daß man, ungeachtet dieser Nähe, so wenig Bestimmtes und Wahres über das, was vorging, erfuhr. Die öffentlichen Blätter, die man zu lesen bekam, entstellten alles, und die Schmähungen, die die polnischen Zeitungen über Preußen brachten, waren schmerzlicher als das Unheil, das man selbst erfuhr. Im Hause der meisten Familien ging alles drunter und drüber, und der Verkehr mit der Einquartierung, Mißverständnisse, die aus Unkunde der Sprachen entstanden, und Zufälligkeiten anderer Art führten mitunter seltsame Situationen herbei, und lächerliche Auftritte machten oft das eigene Ungemach vergessen. Ich fand bald, daß Ruhe und Gleichmut das Unabwendbare viel besser tragen lassen, als Ungeduld, und daß sich mit französischer Einquartierung besser verkehren läßt, als mit deutscher. Mit meiner Einquartierung stand ich in gutem Vernehmen, Artigkeit und Gewandtheit ist dem Franzosen eigentümlich und mit seinem Wesen so vereinigt, daß selbst dem rohesten Soldaten etwas davon verblieb. Für freundliche Anrede in seiner Muttersprache antworteten die Ärgsten, Offiziere verschiedenen Grades, Zivilbeamte des Heeres, gemeine Soldaten: alle habe ich beherbergt und keinen gefunden, mit dem nicht auszukommen gewesen wäre; manche schieden bewegt von mir. Einige Male habe ich zwischen meinen polnischen Nachbarn und beehrlichen Franzosen, herbeigerufen, den Vermittler gemacht. Meine Wohnung bestand aus einem Saale und 6 Zimmern, die Räume der Dienerschaft nicht mitgerechnet. Den Saal bezog gleich ein französischer Oberst, der 4 Monate blieb. 2 Zimmer bezog die sogenannte laufende Einquartierung, die durchmarschierte und oft wechselte, mir verblieben 4 Zimmer. Beim Abmarsch unserer Garnison hatte mich der Stabskapitän von Zepelin ersucht, mich seiner Frau anzunehmen, die er mit einem Kinde und 2 Domestiken zurückließ; sie erwartete in einiger Zeit ihre Niederkunft; sie war meine Cousine, eine geborene von Burghoff, und beide mir befreundet. Er hatte seiner Frau, um sie nach seinem Abmarsch vor Berührung mit den Kriegseignissen zu schützen, eine kleine Wohnung im obersten Stock des königlichen Schlosses zu verschaffen gewußt. Die Entlegenheit des Asyls gewährte aber keinen Schutz. Die Ankunft Napoleons erfüllte alle Zimmer im Schloß mit seinem Gefolge. Frau von Zepelin erhielt an einem Morgen im Dezember den Befehl zur Räumung in 1 Stunde und suchte bei uns Schutz; ich nahm die Frau auf und räumte ihr ein Zimmer ein, ein zweites für ihre Leute. Nach einigen Tagen wurde sie entbunden und blieb bei uns bis Februar.

Ich war also mit Frau und Kind auf die beiden letzten Zimmer beschränkt, das eine war zugleich Gesellschaftszimmer, wenn wir abends mit der Einquartierung den Tee nahmen. So hatten die Zeitereignisse eigentümliche häusliche Verhältnisse herbeigeführt. Im Frühling ward es in Warschau still. Die lästigen Einquartierungen nahmen ab, und als ich eine kleinere Wohnung bezog, wurde ich von ihnen verschont. Bemerkenswert war es mir und meinen Freunden, daß mit Franzosen als Einquartierung weit besser auszukommen war, als mit ihren deutschen Bundesgenossen, Bayern, Württemberger und Hessen befanden sich in Napoleons Heer. Alle diese Krieger, die Befehlshaber nicht ausgenommen, waren gegen ihre Wirte ungleich feindseliger, überhaupt roher als die Franzosen, und machten viel unbilligere Forderungen. Dabei haßten sie einander, der Bayer verachtete den Württemberger usw. Nur in der Erbitterung auf die Franzosen stimmten sie überein, obwohl diese ihre Alliierten waren.

Der Krieg hatte erklärlich die Verbindung mit Berlin unterbrochen, seit der Besetzung dieser Residenz waren die Posten nicht mehr angekommen. Erst nachdem die Franzosen Warschau besetzt hatten, ward der Postenlauf hergestellt. Ganze Pakete Berliner und andere Zeitungen und zurückgebliebene Briefe kamen nun an und brachten die lang ersehnten Nachrichten aus Deutschland, von den Freunden in Berlin und vom Bruder in Magdeburg. Als der Sommer 1807 begann, traf ich Anstalten, Warschau zu verlassen und beschloß, zunächst nach Berlin zu gehen und dort das Kriegsende abzuwarten. Ich verkaufte die Möbel, so daß nur Betten, Wäsche und die besten Wirtschaftsgeräte der Wasserfahrt anvertraut wurden. Meine Empfindungen bei der Abreise von Warschau waren in der Tat sehr schmerzlich. Ich trennte mich von den Freunden, die meinem Herzen teuer geworden waren, hatte meine Beziehungen dort aufgeben müssen, und die Zukunft war dunkel, meine Existenz als Staatsdiener vernichtet und zu einer anderen Anstellung gar keine Aussicht. Mein künftiges Schicksal mußte ich als abhängig betrachten von dem unseres Vaterlandes, und das des letzteren war damals sehr ungewiß. Auch mein Vermögen mußte ich fast ganz in Polen zurücklassen, ich hatte dortige Hypothekenkapitalien angekauft und erhielt nur von einem Teile Zinsen. Ein angekauftes Haus war zum Glück schon vor dem Krieg verkauft. Das Aufgeben so vieler freundschaftlicher Verbindungen und so manche Trennung für immer tat mir weh. Einen Trost aber fand ich in der freundlichen

Teilnahme, die mir achtbare Einwohner in jener Zeit bewiesen hatten, und in den Winken, die ich schon damals erhielt, im Lande zu bleiben und eine Anstellung an den neuen polnischen Behörden abzuwarten, die nach dem Frieden in die Stelle der provisorisch eingerichteten treten sollten. Schon unmittelbar vor dem Einmarsch der Franzosen hatte mir ein im österreichischen Teil von Polen angesessener Gutsbesitzer den Vorschlag gemacht, zu ihm zu ziehen und so dem Krieg und seinem Schauplatze auszuweichen. Der Plan wäre ausführbar gewesen, denn die Grenze war nah und des Freundes Gut nicht bedeutend von ihr entfernt. Indes fand ich es doch bedenklich, in das Ausland zu gehen, da man nicht wissen konnte, was über Ausgewanderte verhängt werden könnte - es unterblieb. Eine Anstellung im polnischen Staate lehnte ich ab, hatte aber doch die Genugtuung, daß mir, als ich schon in Küstrin als Justizkommissar arbeitete, eine Anstellung als Appellationsrat von dem polnischen Justizminister Grafen Lubienski amtlich angetragen wurde.

Am 31. Mai 1807 abends verließ ich Warschau mit Frau und Tochter, die damals 5 Jahre alt war. Wir machten die Reise in einem erst im Sommer 1806 gekauften neuen sehr schönen Halbwagen, und in Gesellschaft der befreundeten Familie Hofrat Breusmann und Assessor [unleserlich], beide hatten auch ihre Posten verloren.

Am 8. oder 9. Juni trafen wir in Berlin ein, es war ein wehmütiges Wiedersehen unserer Freunde und Verwandten, wie war alles verändert. Eine französische Garnison fand ich statt der vaterländischen Truppen, französische Beamte leiteten die Verwaltung, soweit sie die Einziehung der Abgaben und die Administration der Polizei betrafen, eine allgemeine Niedergeschlagenheit war auf den Gesichtszügen aller bemerkbar. Es war so still in der Residenz, wie ich es nie gefunden hatte. Die Reise hatte ich ohne Behinderung zurückgelegt, ich war auf Unannehmlichkeiten gefaßt, denn es begegneten uns täglich Truppen, die der Armee folgten, die Napoleon damals in Ostpreußen und Polen aufgestellt hatte, sie ließen uns aber ungehindert ziehen, und die französischen Befehlshaber respektierten meinen in Warschau ausgestellten, von dem französischen Gouvernement beglaubigten Paß. In Berlin ward mir dieser abgenommen, ich wurde als Fremder behandelt, mußte eine Sicherheitskarte kaufen, sie monatlich erneuern, wofür eine Abgabe bezahlt werden mußte. Erst eine Zeit nach dem Frieden hörte diese belästigende Einrichtung auf, die es übrigens nötig machte, daß ich mich oft persönlich auf der französischen Kommandantur melden mußte. Ich machte hier die Erfahrung, daß die französischen Beamten willfähriger und höflicher waren als die deutschen, welche das Berliner Polizeidirektorium der Kommandantur zu Hilfe gegeben hatte. Berlin war erklärlich nicht mit Truppen überfüllt, da der Kriegsschauplatz so weit entfernt war; nur Kadres, Depots und durchziehende Truppen, die in Berlin eine Zeitlang lagen, um erst auf Kosten des Landes equipiert zu werden, bildeten die militärische, von den Einwohnern zu verpflegende Einquartierung. Überaus zahlreich aber waren die französischen Verwaltungsbeamten aller Klassen, die sich damals in Berlin etabliert hatten.

Man glaube nicht, die Verwaltung unter Napoleon sei etwas Einfaches gewesen. In Berlin residierten damals teilweise, und soweit sie nicht wegen ihrer Stellung bei der Armee sein mußten, alle höheren und viele niedere Beamte, welche für die Verpflegung und sonstigen Bedürfnisse des französischen Heeres zu sorgen hatten. Außerdem vermittelte eine zahlreiche Beamtenwelt die laufende Verwertung der Finanzen im Wege der Kontrolle, unter welche die preußischen Provinzialbehörden gestellt waren. Höhere preußische Behörden waren gar nicht in Berlin. Andere französische Beamte hatten mit Regulierung der Zahlung der unerschwinglichen Kriegskontributionen zu tun, die Napoleon dem Lande auferlegt hatte. Wie überaus peinlich mußte den preußischen Staatsdienern das Treiben der französischen Behörden sein, ihr Eingreifen in die Verwaltung, ihr Ungestüm, ihre Bestechlichkeit und ihr Eigennutz. Nicht nur ihre Regierung sollte sich bereichern, auch sie waren darauf bedacht, durch den Umsturz zu gewinnen und sich selbst zu bereichern. Auch der im Sommer 1807 bekannt gemachte ominöse Frieden zu Tilsit änderte dies alles nicht. Nur langsam verließen die Franzosen unser Vaterland, Berlin, die Kurmark überhaupt und Schlesien erst gegen Ende des Jahres 1809. Ich erinnere mich lebhaft des Treibens in Berlin und der Bewegung seiner Bewohner, als an einem Sonabend eine allgemeine Erleuchtung der Stadt für den folgenden Sonntag angeordnet wurde. Am Montag sollte der Friede publiziert werden. Die widersprechendsten Nachrichten über die Friedensbedingungen trafen ein. Die Verständigen befürchteten das Allerschlimmste für Preußen von der Politik Napoleons. Seine Ländergier und seine Begierde, Frankreich mit abhängigen kleinen Staaten zu umgeben und durch deren Bildung zugleich seine Brüder zu Königen zu erheben, ließen nichts anderes erwarten. Einzelne Leichtgläubige schmeichelten sich mit Napoleons Großmut, mit der Fürbitte der schönen Königin Luise, der er nicht widerstehen können. Der große Haufe war bei aller Niedergeschlagenheit doch durch die Aussicht auf Frieden

getröstet, weil er in ihm das Ende seiner Leiden zu erleben hoffte. Kontributionen, Einquartierung, Lieferungen mußten nach seiner Ansicht aufhören, wenn der Friede bekannt war.

Die Erleuchtung war in der Tat glänzend. Ein wunderschöner Abend begünstigte die Beschauer der wirklich großartigen Erscheinung, die Fassaden der Häuser so allgemein und prachtvoll erleuchtet zu sehen, und man kann sagen, die Einwohnerschaft sei fast ganz auf den Beinen gewesen, so ungeheuer war die Menschenmasse, die auf den Straßen Berlins hin- und herwogte; auch ich hatte mich angeschlossen und mein Fenster erleuchten lassen. An unfreiwillige Illuminationen hatten mich die Jahre gewöhnt in Polen. Seit dem Einzug der Franzosen am 27. November 1806 in Warschau mußte jedes ihnen günstig erscheinende Ereignis durch Erleuchtung der Stadt gefeiert werden, wirkliche und vermeintliche Siege der Franzosen. Das Fest der Krönung des Kaisers, 2. Oktober, und andere oft unbedeutende Veranlassungen führten eine Erleuchtung der Stadt herbei, die übrigens eigentlich nicht die Behörden befahlen, sondern die von einzelnen an starken Getränken und Siegesnachrichten berauschten Patrioten ausging.

Durchzog ein solcher Haufen Polen abends die Straßen Warschaus, forderte er gebieterisch das Anzünden der Lichter. Da hätte man Unrecht gehabt, das Verlangte zu unterlassen, denn mit dem Einwerfen der Fenster wäre die Renitenz vergolten worden. Am Montag früh befriedigte die Zeitung die Neugier aller, der Friede war französisch und deutsch zu lesen, man hatte nun schwarz auf weiß über etwas, was die Brust so vieler bewegt hatte. Ich war gar nicht erschreckt über den Frieden, ich hatte keinen besseren Ausspruch von Napoleon erwartet und den Frieden nur immer und im voraus als seine Entscheidung über das Schicksal des Vaterlandes angesehen. Die Urkunde über den Friedensschluß war auch demgemäß gestellt: Was Preußen behielt an Land und Leuten ward ihm wiedergegeben, so drückte sich die Urkunde aus. Daß wir Südpreußen verlieren würden, hatte ich längst als etwas angesehen, was sich von selbst versteht; und die urkundliche Gewißheit, nun nicht mehr Staatsdiener zu sein, machte daher auf mich weiter keinen schmerzlichen Eindruck. Ich kann aber nicht genug schildern, wie allgemein die Niedergeschlagenheit in Berlin sichtbar wurde. Groß und gering, alles sprach sein Urteil aus. Nun erst erschien dem Volke der Kampf gegen Napoleon, den wir unter so ungünstigen Umständen begonnen hatten, als etwas unerhört Gewagtes und Törichtes, als unserer Mühsal und der Geschicklichkeit unserer Heerführer gar nicht Angemessenes, und viele vergaßen sich in schmähende Aussprüche über die Ratgeber des Königs, deren Verblendung den ungleichen Streit herbeigeführt hätte. Andere schimpften auf den Kaiser Alexander von Rußland, der, nur auf die Verteidigung seines ohnehin für Feinde fast unzugänglichen Landes bedacht, aus Mutlosigkeit seinen Freund und Bundesgenossen, unseren Monarchen aufgeopfert hätte. Über den Kaiser Napoleon schrie die Mehrzahl, sie sah in ihm einen heillosen, herrschsüchtigen Unterdrücker, einen herzlosen Eroberer, einen blutdürstigen Tyrannen, und man vermutete, er werde mit der Zeit doch noch nehmen, was er dem König gelassen hatte, auf immer sei Preußen erdrückt und vernichtet. Doch auch er fand seine Verteidiger, die in seiner geistigen Größe, in seinem entschlossenen Urteil als Heerführer und als Herrscher nur seine Bestimmung fanden, alles zu unterdrücken, um dem in Weichlichkeit versunkenen Europa eine andere, für die Zukunft bessere Gestalt zu geben. Er erschien ihnen als bloßes Werkzeug der Vorsehung zur Erreichung ihrer Zwecke, die, wenn auch die Gegenwart verderblich und unheilbringend wäre, dereinst das bessere herbeiführen würde. Die Politik hatte sich der gesellschaftlichen Unterhaltung fast ganz bemächtigt, und die Flugschriften übelwollender Schriftsteller, die die preußische Regierung, ihre Verwaltung, das Kriegsheer und andere Institutionen mit Heftigkeit angriffen und sich in Schmähungen über den preußischen Staat vergaßen, gaben der Konversation über den Zustand der Dinge und über deren Folgen immer neue Nahrung. Eine damals in Berlin erscheinende Zeitung, „Der Telegraph“, der unter der Ägide der Franzosen redigiert wurde, brachte die Besten fast zur Verzweiflung. Er war immer Organ, um Begebenheiten und Ereignisse aller Art in ein solches Licht zu setzen, in dem sie ihrer Absichten nach erscheinen sollten. Alles schimpfte auf den heillosen Telegraph und auf seinen Herausgeber, einen Herrn Lange, der die französische Kokarde aufgesteckt hatte, um sich Mißhandlungen zu entziehen. Mit großem Interesse ward aber doch diese Schrift überall gelesen. Niemand konnte damals die Wendung der Dinge ahnen, die ihnen nach wenigen Jahren die Vorsehung gab. Damals entstand auch der Handel mit Staatspapieren und anderen Effekten, die nun, keine Zinsen tragend und im Kurs gefallen, Gegenstand der Spekulation und des Verkehrs wurden. In den Zeitungen erschien der Kurszettel, um das Publikum über den Realwert der Effekten zu unterrichten - er wechselte vielfach.

Es steht das Bild der damaligen so traurigen Zeit in der Erinnerung zu lebhaft vor mir, als daß ich mit Stillschweigen hätte übergehen können, was mich so sehr und so nahe berührte. Wenn ich mehr als andere damals beobachtete, was alle bewegte, so ist es dadurch erklärlich, daß ich als désœuvré in Berlin umherging und mich kein Amtsgeschäft behinderte, alles zu lesen, was erschien, und mich über das Öffentliche zu unterhalten.

Ich hatte eine lebhaftes Sehnsucht, meinen Bruder zu sehen, auch ein Familienfest rief mich nach Magdeburg, meine einzige Schwester war die Braut des Friedensrichters Hendrich (jetzt Präsident in Breslau). Im Oktober sollte die Hochzeit sein. Noch vor meiner Abreise hatte ich zufällig in der Zeitung gelesen, daß in Küstrin ein Justizkommissar gestorben sei. Obwohl es nicht meine Absicht war, für immer Justizkommissar zu werden, so ward mir meine Geschäftslosigkeit so lästig und unangenehm, daß ich den damaligen Chef der Justiz, den Kanzler von Schrötter in Königsberg in Ostpreußen ersuchte, mich einstweilen in Küstrin als Justizkommissar anzustellen.

Ich hielt diesen Schritt selbst für erfolglos, denn ich befürchtete Konkurrenz anderer, vielleicht noch bedürftigerer Staatsdiener und reiste in den letzten Tagen des Septembers 1807 nach Magdeburg ab, wo ich einige herrliche Tage im Familienkreise verlebte und die trübe Stimmung verlor, die mich in Berlin so bedrückt hatte. Auch hier war alles verändert. Die Magdeburger waren über den ihnen widerfahreren Regierungswechsel nicht erfreut und auf ihren neuen König Hieronymus Bonaparte, den ihnen Napoleon zugedacht hatte, nicht besonders zu sprechen, sie mußten indessen zum bösen Spiel gute Miene machen. Mit Wehmut hatte sie der Abschied erfüllt, den der König Friedrich Wilhelm IV von Memel aus in einem kurz gefaßten Erlaß an alle seine vormaligen Untertanen der Provinzen richtete, die er im Tilsiter Frieden hatte abtreten müssen. Von Memel aus wurde damals der dem König verbliebene kleine Staat regiert, sie war die einzige ihm zur Zeit verbliebene Stadt, alles übrige war von den Franzosen besetzt, wenn auch die Länder bis zur Elbe und Schlesien die Hoffnung hatten, dem Staate einst zurückgegeben zu werden. In Memel war der König, seine Familie, sein Hof und die wenigen Minister, die damals in Tätigkeit blieben. Kaum war ich 14 Tage in Magdeburg, als mich ein freundliches Schreiben des Kanzlers Schrötter überraschte. Mein Gesuch war bewilligt, ich ward als Justizkommissar in Küstrin angestellt. Mich erfreute dieser Wechsel meines Schicksals, denn die Aussicht, wieder in Tätigkeit gesetzt zu werden, überwog alle Rücksichten. Meine Familie hatte aber nicht ganz diese Ansicht. Küstrin war eine Festung, ein unangenehmer kleiner Ort mit Fieberkrankheiten. Ich widerlegte aber diese Bedenken, und überdies war mir das Los jetzt gezogen. Ich verließ Magdeburg am 1. November 1807, dem Geburtstag meiner Schwester, ohne zu ahnen, daß wir einander nicht wiedersehen würden. Sie starb nach wenigen Jahren, so blühend auch ihr damaliges Aussehen war.

In Berlin hielt ich mich nur so lange auf, als nötig war, mich für Küstrin einzurichten; ich mußte mich vollständig möblieren, und das erforderte eine Menge Einkäufe. Teuer waren Möbel damals nicht. Die allgemeine Not und das abnehmende Bedürfnis hatte alle Artikel dieser Art sehr im Preise herabgedrückt. Ein heilloses Regenwetter erschwerte nur den Einkauf und den Transport aller Sachen. Am 19. November 1807 traf ich mit meiner Frau Auguste in Küstrin ein, wo mir ein alter Freund eine kleine Wohnung gemietet hatte, die ich später mit einer besseren vertauschte.

Ein neues Geschäftsleben, ganz verschieden von dem früheren, ein ganz anderer Geschäftskreis sollte mich hier erwarten. Ich gestehe, daß meine Empfindungen bei dem Einzug in Küstrin nicht die frohesten waren, ich versprach mir wenig von meiner neuen Stellung, die unter so ungünstigen äußeren Verhältnissen gewählt war. Mit der bloßen Anstellung und meiner Vereidigung, die nach wenigen Tagen erfolgte, war die Sache nicht abgemacht; es kam darauf an, dem Publikum bekannt zu werden, und hinlängliche und gute Praxis zu haben. Indes fand sich dies alles schneller und besser, als ich geglaubt hatte. In dem mir vorgesetzten Kollegio fand ich alte Bekannte, man nahm sich meiner sehr an, und das Kollegium, die damalige Regierung, trug sehr dazu bei, daß mir bald Geschäfte zuteil wurden. In wenigen Monaten war ich vollkommen in Geschäftstätigkeit, was meiner Neigung zur Arbeit sehr zusagte. Der gesellige Verkehr in Küstrin behagte mir nicht. Auf Tagesneuigkeiten, auf dieselben immer wiederkehrenden Scherze ging die Unterhaltung, wissenschaftliche Fragen wurden nicht berührt. Die gegenseitige Bewirtung war einfach. Die allgemeine Not legte überall Beschränkung auf. Küstrin war, wie sich versteht, mit Franzosen überfüllt, so daß auch ich bald Einquartierung erhielt, die indes weniger belästigte, als die in Warschau, man hatte ihr nur Wohnung und Holz zu verabreichen. Ich hatte anständige französische Beamte, Leute von wissenschaftlicher Bildung zu Hausgenossen, so daß ich keine Ursache zur Beschwerde hatte. Mit den bedeutenderen französischen

Befehlshabern vom Zivil, dem Intendanten der Provinz, den Zahlmeistern und anderen kam ich bald in Berührung. Dies wurde mir nützlich. Napoleon hatte den Prinzen von Neuchâtel, Marschall Berthier die westpreußischen Ämter Schöntanke und Schloppe bald nach dem Frieden von Tilsit geschenkt.

Dieser Friede ließ das bekannte, seit dem wieder längst untergegangenen Herzogtum Warschau entstehen. Als der Prinz im Herbst 1804 von den Ämtern Besitz nahm, bestellte er den kaiserlichen Intendanten zu Küstrin, Sabatier, zu seinem Bevollmächtigten. Dieser überließ mir aber die Verwaltung beider Ämter mit Zustimmung des Prinzen, die ich bis zum Februar 1813 geführt habe, wo die russischen Truppen das Herzogtum besetzten und die Donatorine Napoleons verjagten. Mein Wirkungskreis als Bevollmächtigter des Prinzen war mir ein willkommener; übermäßig war die Arbeit nicht, die mir die Verwaltung auflegte; ich fand auch eine Annehmlichkeit darin, daß ich fortwährend nach Paris zu schreiben hatte und dadurch mich in der französischen Schriftsprache weiterbilden konnte.

Das Jahr 1809 führte Veränderungen für Preußen herbei, die auch Folgen für mich hatten. Die Franzosen räumten in diesem Jahr die königlichen Staaten, und der Zar hielt seinen längst ersehnten Einzug in Berlin, die Hauptstadt wurde dem König und seiner Familie wiedergegeben.

Napoleon ließ aber Preußen doch nicht ganz aus seinen Händen. Die Oderfestungen Stettin, Küstrin, Geogan, jede mit einem kleinen Rayon, blieben von seinen Truppen besetzt. Wir erhielten eine stärkere Garnison, sogar leichte Kavallerie. Man hielt es nicht für schicklich, die Landeskollegien unserer Provinz in Küstrin zu lassen, was eine unfreiwillige Sperre derselben leicht herbeiführen und eine Unmöglichkeit der Abgesperrten zur Folge haben konnte, die Provinz zu verwalten. Die Verlegung der Kollegien ward daher angeordnet. Im Sommer 1809 wanderte die Regierung nach Königsberg; das Oberlandesgericht, zu dem ich gehörte, wurde nach Soldin, einem stillen Landstädtchen in der Neumark, verlegt. Beide Kollegien hatten, während ich in Küstrin war, bei der damaligen Umformung der Administration ihre Namen verändert. Die vormalige Kammer nahm den Titel Regierung an. Das Justizkollegium legte ihn ab und nannte sich Oberlandesgericht. Im September 1809 begab sich das Kollegium mit allen Akten nach Soldin. Jeder hatte früher, wenn von einer Verlegung des Kollegii als möglich gesprochen ward, ein solches Ereignis als etwas Erwünschtes betrachtet, man fand den Aufenthalt in Küstrin wegen seiner niedrigen Lage und wegen des zu vielen Wassers in seiner Umgebung ungesund, den Aufenthalt in der Festung lästig, weil die frühzeitige Sperre der Tore nicht davon zu trennen war, die geselligen Verhältnisse langweilig, und besonders die Gemeinschaft mit der französischen Garnison unbequem. Jetzt, da sich ein Ereignis verwirklichte, das früher als etwas ungewisses oft Gegenstand der Unterhaltung war, traten andere Ansichten hervor. Die Hausbesitzer unter den Beamten klagten das Schicksal an, das sie von ihrem Grundbesitze trenne. Andere waren mißvergnügt über die notwendige Trennung von Verwandten; fast jeder fand in der nun unvermeidlichen Veränderung seines Wohnorts etwas Lästiges in dem Aufenthalt in einer kleinen Landstadt, die mit dem besser gebauten Küstrin eingetauscht wurde. Auf Soldin war niemand gut zu sprechen, keiner mochte die heitere Seite des Umzugs und der Veränderung hervorzuziehen.

Wie oft aber ist es im Leben so: Geht das, was man wünscht, in Erfüllung, so erscheint es in einem anderen Licht. Der Umzug, den wenigstens heiteres Wetter begünstigte, hatte in der Tat etwas Lächerliches. Fuhren von Akten mit einer Eskorte von Gerichtsboten, Kinder und keuchende Greise, eine unermeßliche Reihe Wagen mit Hausgerät aller Art, endlich die Familien in Reisechaisen, alles bedeckte die Landstraße und hatte den Sand zu vermahlen, der auf ihr entgegen leuchtete. Die Verstimmung einiger über zurückgelassene vergessene Kleinigkeiten, der Verdruß anderer über alte Möbel, die auf den Wagen zerbrochen waren, manches kleine Mißverständnis, was nun einmal von Begebenheiten dieser Art nicht zu trennen ist, die wahrhaft heitere Stimmung vieler, in die sie das Anschauen des bunten Gemäldes des Zuges versetzt hatte, alles dies machte einen ganz eigenen Eindruck. Endlich fand doch jeder sein Unterkommen, und man gewöhnte sich an das Neue. Ich befand mich bald besser als in Küstrin. Die Luft in Soldin war unverkennbar gesünder, als in der so tief liegenden Festung. Meine Wohnung, wenn auch kleinstädtisch, doch heiter. Ich bewohnte ein ganzes Haus mit einem Garten. Ungleich wohlfeiler waren alle Bedürfnisse, und ich befand mich mehr mitten in meinem Geschäftskreise, denn Soldin liegt mehr in der Mitte der Provinz, was die Verbindung mit meinen Klienten erleichterte. Ich habe mich in dem stillen Städtchen Soldin überaus wohl befunden und heitere Tage verlebt. Nur ein Ereignis trübte dort später mein Leben - ich verlor meine Frau, mit der ich sehr glücklich gelebt hatte. Am 26. Oktober 1812 ward mir meine liebe, unvergeßliche Pauline geboren, 10 Jahre nach Augustes Geburt. Sie hatte einen Geburtstag mit meinem verstorbenen Vater. Die Hoffnung, meine Familie vermehrt

zu sehen, hatte ich längst aufgegeben; das Schicksal wollte es anders, entriß mir aber später das geliebte zweite Kind, das meinem Herzen teuer war. Meine liebe Frau litt seit dem Sommer 1811 an einem Husten, den keine Heilmittel fortnehmen konnten. Bäder, Arzneien, eine strenge Diät, alles ward vergebens versucht. Nach Paulines Geburt wurde die Kur aufs neue betrieben, und sie entschloß sich endlich im September 1813 zu einer Reise nach Berlin, wo ein ausgezeichnete Arzt konsultiert werden sollte. Ich begleitete sie dahin und überließ sie der sorgsam Pflege ihrer Schwester, meiner Schwägerin Burgemeister. Nichts wurde unversucht gelassen. Die Bemühungen des Geheimrats Fromey, einer der ersten Berliner Ärzte, waren aber ohne Erfolg. Das Lungenübel war zu ausgebildet; unsere Wünsche vermochten die geliebte Schwester, die so sehr geliebte Frau nicht zu retten. In den letzten Oktobertagen 1813 reiste ich noch einmal zu ihr, gefaßt darauf, daß unser Wiedersehen das letzte sein würde. Pauline, damals etwas über 1 Jahr alt, hatte ich mitgenommen, die Mutter sollte sie noch einmal sehen. Mein Herz war zerrissen in der Stunde des Abschieds, denn der Zustand der Kranken war derart, daß man sich über die nahe Auflösung nicht täuschen konnte. Auch von Auguste, die ich nach Berlin auch mitgenommen hatte, nahm sie zärtlich Abschied. Am 7. November 1813 entschlief die Leidende zu einem besseren Leben. In wenigen Tagen erhielt ich die Nachricht, auf die ich vorbereitet war. Den Vater, die Schwester hatte ich verloren, ihr Verlust hatte mich tief betrübt. Jetzt war mir die so liebevolle Gefährtin von der Seite gerissen. 14 Jahre hatten wir zusammen gelebt und wechselnde Schicksale gemeinsam getragen. Mein häusliches Leben war verödet. Meine Kinder, Pauline in zartem Alter ohne Mutter, so daß ich nicht ohne Schrecken an jene Tage zurückdenken kann. Viel gefaßter und verständiger war meine Schwiegermutter, die sich damals in Soldin bei uns aufhielt. Trauriger als den Winter 1813/14 habe ich nie eine Zeit meines Lebens verbracht.

Ich vermied jede öffentliche Gesellschaft und besuchte Privatzirkel nur, wo es nicht zu umgehen war. Ich las und schrieb fast den ganzen Tag, soweit mich nicht mein Amt oder ein einsamer Spaziergang vom Hause entfernte und fand in einer anhaltenden Anstrengung meines Geistes die beste Erholung. Der wiederkehrende Frühling des Jahres 1814 erheiterte mich sehr. So einfach und schmucklos die Umgebung von Soldin auch ist, jeder Spaziergang wirkte wohlthätig auf meinen trüben Sinn, und ich fand mich erleichtert, wenn ich im Freien gewesen war.

Die großen Ereignisse des Winters 1813/14 haben auch sehr dazu beigetragen, mich von meinem Schmerz abzuziehen. Ich las wieder Zeitungen, die ich eine Zeit lang verschmäht hatte. War man aber auch nicht tief ergriffen von dem, was wir damals erlebten? Was man kaum zu hoffen wagte, was allen unmöglich erschien, wenigstens als ganz überaus unwahrscheinlich, Napoleons Untergang, eine Umgestaltung in dem Verhältnis der europäischen Staaten auf einem so heroischen Wege durch einen allgemeinen Krieg gegen den Eroberer und dessen so glorreiche Erfolge, hat sich in einer kurzen Zeit ereignet. Daß die Völker Europas, namentlich die Deutschen auf ein ganzes und auch nicht für ein halbes Jahrhundert so unterjocht werden könnten, wie sie es in den letzten Jahren 1808 - 1812 waren, dafür bürgte mir die so gestiegene Kultur unseres Zeitalters und auch die Erfahrung, über die die Geschichte lehrt, daß Despotien, wenn sie von einem Soldaten ausgegangen sind, nicht übermäßig lange dauern. Große, durch schnelle Eroberungen entstandene Monarchien haben sich nie lange gehalten. Ich rechnete aber nur auf die Auflösung des großen Kaiserreiches nach Napoleons Ableben und darauf, daß alsdann Erbfolgestreitigkeiten die Franzosen gegeneinander bewaffnen, und daß dann für die Deutschen die Stunde der Erlösung schlagen, und daß die unfehlbar entstehende allgemeine Vereinigung es zulassen würde, daß jeder früher vertriebene Dynast seine ihm entrissenen Länder wieder in Besitz nähme. Dies zu erleben glaubte ich nicht. Der Fall ausgenommen, daß Napoleon durch Meuchelmord fiele, und dies war als ein ungewöhnliches Ereignis nicht wahrscheinlich. So ungefähr hatte ich mir die Zukunft idealisiert. Als Napoleon 1812 Rußland mit Krieg überzog, waren die Ansichten über den Erfolg seines Angriffs überaus geteilt. Die Mehrzahl versprach sich, Rußland werde nach Asien zurückgedrängt werden und seine Stellung als europäischer Staat aufhören; oder es würde künftig eine Macht zweiten Ranges sein. Eine Parallele Napoleons mit Karl XII sei ganz unpassend, und der Untergang Karls, dem seine verfehlte Unternehmung gegen Zar Peter sei nur seiner Übereilung, dem zu weiten Marsch nach dem Osten und dem Süden und seinen verhältnismäßig geringen Streitkräften zuzuschreiben. Napoleons Heer übersteige das der Russen an Zahl, er und seine Marschälle seien geübtere Heerführer als ihre Gegner, und Napoleon, von dem es überdies heiße, daß er die *histoire de Charles XII de Voltaire* mitgenommen, werde bei dem Feldzug benutzen, was die Erfahrung, die aus diesem Buche hervorgehe, an die Hand gebe. Andere augurierten, das Unternehmen werde fehlschlagen und Napoleon nach einigen gelieferten Schlachten es von selbst aufgeben, als es wohl mehr auf Erraffung von Geld, als auf Eroberung

abgesehen sei. Einige hielten den Feldzug wirklich nur für eine großartige Demonstration. Keiner konnte ahnen, daß jener Feldzug dem unterdrückten Europa durch Napoleons Untergang eine andere Gestalt geben würde. Späteren Geschlechtern wird es als Dichtung erscheinen, wenn sie lesen, daß alles gegen den aus Rußland vertriebenen Eroberer zu den Waffen griff. Der unbeschreibliche Enthusiasmus der Völker und ihre Treue, die unglaublichen Opfer, die von allen Seiten her hochherzig dargebracht wurden, die übermäßigen Anstrengungen der Verluste der Kämpfer und des Kriegsschauplatzes, der glänzende Erfolg stimmten zu einer ernsthaften und religiösen Ansicht. Auch Zweifler bekannten, die Vorsehung sei im Spiele, und Gottes Vergeltung verfolge den Frevler, der alles habe umstürzen wollen.

Durch Soldin zogen im Februar 1813 einzelne Abteilungen französischer Truppen, deren Zustand Mitleid einflößte, einzelne Kosacken folgten ihnen schnell, und ich erlebte kleine Kriegsszenen in Soldin. Ein Kosack plünderte vor meiner Wohnung einen Franzosen, zwei andere jagten einen Haufen französischer Infanterie vor sich her. An einen Widerstand von Seiten dieser war damals nicht zu denken. Bald erhielt ich russische Einquartierung, namentlich Kosackenoffiziere. Ich kann nicht ohne Lachen an das alles denken, was durch die damaligen Kriegsereignisse herbeigeführt ward. Auch das Ernste hat seine lächerlichen Seiten. Durch ein wunderliches Mißverständnis hielten mich zwei bei mir einquartierte Kosacken für einen Arzt. Ich wurde über den Zustand eines kranken Pferdes befragt und förmlich konsultiert. Da sie nur wenig polnisch verstanden, und ich mich nur in dieser Sprache mit ihnen verständigen konnte, hatte ich einige Mühe, ihnen deutlich zu machen, daß ich nicht Roßarzt sei. Die Kosacken waren übrigens, soweit ich mit Ihnen in Berührung gekommen bin, gutmütig und in ihren Sitten einfache Menschen, denen aber unsere gesellschaftliche Konvenienz, und das in ihr beruhende Schickliche und Unschickliche fremd war. Geographische Kenntnisse hatten sie wenig, sie betrachteten damals Paris als das Ziel ihrer Wünsche, glaubten sich nicht weit davon entfernt, und waren nicht wenig erstaunt über die Entfernung, die ich ihnen auf Verlangen angab. Außer den Kosacken marschierten auch Baschkiren und Kalmücken durch Soldin, von denen ich aber zum Glück keine zu verpflegen hatte. Ihre Physiognomien bekundeten die mongolische Rasse. Zu der gehören besonders die Kalmücken, eine auffallende Erscheinung. Alle sehen einander ähnlich, als ob sie zu einer Familie gehörig, was auch erklärlich ist, weil sie sich mit keinem fremden Volk vermischen. Platte Nase, kleine tiefliegende Augen, ihre gelbe Gesichtsfarbe, die übermäßig starken Backenknochen, alles gab ihnen ein wunderliches, widerwärtiges Aussehen. Man sagt vielleicht im Scherz, die Befehlshaber hielten sie bei der Meinung, daß bis zum Rhein alles noch zu Rußland gehöre, um sie vom Sengen und Brennen abzuhalten.

Auch die Organisation des Landsturms gehörte zu den damaligen außerordentlichen Erscheinungen einer so sehr bewegten Zeit. Männer vieler Stände, denen nichts so fremd war, wie der Gebrauch der Waffen, mußten exerzieren lernen, und es war ein ganz eigentümlicher Anblick, welche Leute von ganz verschiedenem Stande, Alter und sonstigen Eigenschaften zu einem Zwecke vereinigt, dem der Verteidigung des Vaterlandes. Napoleon war endlich besiegt und der Friede erkämpft. Der hierauf folgende Kongreß zu Wien sicherte dem Vaterland den Besitz der Niederlausitz und eines Teils der Oberlausitz zu, Provinzen, die die Krone Sachsen abtreten mußte. Dies führte Veränderungen in der Einteilung der an die Niederlausitz stoßenden Regierungsdepartements herbei, und zu diesen gehörte die Neumark, in der Soldin liegt. Es wurde ein ganz neu arrondiertes Departement gebildet, die Stadt Frankfurt zur Departementsstadt ausersehen und daher auch zum Sitz der Regierung und des Oberlandesgerichts bestimmt. So mußte ich dann abermals meinen Aufenthalt aufgeben.

Im Mai 1815 ward die Verlegung der Kollegien ausgeführt und ich begab mich in diesem Monat nach Frankfurt/Oder. Ich gestehe, daß ich Soldin ungern verlassen habe. War dieses Städtchen auch unbedeutend, und boten seine Häuser wenig Bequemlichkeit für die Bewohner und seine Umgebung wenig Abwechslung für die Naturfreunde, man verändert in gewissen Jahren nicht mehr gern seinen Aufenthalt, besonders nicht, wenn sich keine Vorteile darbieten, und diese hatte ich nicht zu erwarten. Die Verlegung der Kollegien nach Frankfurt entzog mir einen Teil meiner Einnahme, die ich nicht ersetzt erhalten habe, und der Aufenthalt in Frankfurt erforderte mehr Aufwand als in Soldin. Der Hausstand kostete dort fast das doppelte, was sich aber durch den höheren und vielseitigeren Lebensgenuß kompensierte. Frankfurt ist eine schöne Stadt und hat sich in den Jahren meines Dortseins sehr verschönt. Alte Häuser sind niedergerissen. Die Tore und Türme, die die Stadt von ihren Vorstädten trennte, sind

verschwunden, aber ein elendes Steinpflaster in den Straßen ist geblieben. Polizeiliche Einrichtungen anderer Städte werden sehr vermißt, wenn sie auch der undankbare Zweig der Verwaltung ist und mehr Tadel als Lob erfährt.

Seit ich in Frankfurt wohne, sind 19 Jahre verflossen, und in diesen hat sich im Vaterland viel geändert. Das Kriegsheer wurde neu organisiert, der Soldat menschlicher behandelt, die Privilegien des Adels auf Offiziersstellen aufgehoben, die Juden zu Staatsbürgern erhoben, in Berlin eine Universität gestiftet usw.

Die andern deutschen Bundesstaaten trafen ähnliche Veranstaltungen, und die Gesellschaft hat seit Napoleons Erscheinung und Untergang große Fortschritte gemacht. Seine Eingriffe in die Länder Deutschlands, in alle Verhältnisse deutscher Staaten haben neben dem Unheil, das sie mit sich führten, auch wohlthuende Folgen gehabt. Die Fürsten lernten besser regieren, die Völker wurden befreit von fremdem Druck, den die Mehrzahl erfuhr, mehr denn je auf Fleiß und Betriebsamkeit verwiesen, und alle lernten die Segnungen des Friedens kennen. Wie ein zerstörender Orkan auch wohltätige Folgen zurückläßt, so bedarf auch die politische Welt zu ihrer Reinigung physischer Ereignisse. Napoleons Auftreten, die Erschütterung, die er allen mitteilte, haben Kräfte erweckt über das, was Not tut, und so der Gesellschaft wesentlichen Nutzen gestiftet. Insbesondere hat die Industrie große Fortschritte gemacht und der Handel eine ganz neue Gestalt angenommen. Eine Menge Kunststraßen, verbesserte Anstalten des Postwesens, Vereinfachung der Abgabensysteme, und viele andere Institutionen haben die Betriebsamkeit vermehrt, die Völker einander näher geführt, und vieles zum Wohle der Menschen treten lassen, wenn auch einzelne dadurch Not erfahren haben. Fast alle Fabrikate sind billiger geworden, ebenso die Produkte des Landes. Seit dem allgemeinen Friedenszustand in Deutschland hat auch die Lust am Reisen zugenommen. Vergnügungsreisen waren früher nur Reichen vorbehalten und Wißbegierigen. Bäder und Gesundheitsbrunnen besuchten früher nur wirklich Kranke, und der Glaube an ihre Heilkraft war auch gar nicht so allgemein. Wie sehr verschieden ist hier das Einst und das Jetzt. Bequeme Posteinrichtungen, Straßen, bessere Gasthäuser, die allgemein verbreiteten Schnellposten, Ausländern nachgeahmte populäre Schriften über die Sehenswürdigkeiten des Landes und der Städte, das alles erleichterte das Reisen, was ohnehin der Geist der Zeit zu einem Bedürfnis Gebildeter erhoben hat. Wenn der Sommer eintritt, so ist es, als habe sich die halbe Generation auf die Reise gemacht. Die Landstraßen sind mit Reisenden erfüllt, und selbst der Fußreisende, früher der Handwerksbursche, allenfalls dem Sondertyp vorbehalten, ist allgemein geworden. Ein zu Fuß Reisender hatte sich sonst keiner besonderen Aufnahme im Gasthaus zu erfreuen, der Wirt hielt ihn für einen armen Schlucker oder gar für einen Verdächtigen. Jetzt ist man daran gewöhnt, Leute aller Stände mit einem Tornister auf dem Rücken und einem Wanderstabe Fußreisen machen zu sehen. Insbesondere sind in den Sommermonaten die Bäder mit Besuchern überfüllt. Viele Heilquellen sind nämlich erst entdeckt oder angepriesen durch Ärzte oder Schriften zu einem Ruhm gelangt, den sie nicht hatten. In allen Bädern sind die angemessensten Anstalten zur Aufnahme der Kurgäste und Besucher getroffen. Die Fortschritte in der Chemie haben es möglich gemacht, die Bestandteile der Heilquellen besser zu analysieren, die Heilkunde hat ihren Gebrauch objektiv erweitert. So strömen ganze Züge Reisender in die Bäder, viele aber nur zum Vergnügen. - Die Badereisen sind förmlich Mode geworden, es gehört zum guten Ton, zu reisen. Dem Gelehrten, dem Geschäftsmann, den sein Beruf an den Schreibtisch gefesselt hat, ist Unterbrechung von den beschwerlichen Geschäften seines Berufes, die Bewegung, die die Reise herbeiführt, die verschiedenen Eindrücke des beständigen Wechsels der Gegenden und Bilder auf einer Reise eine willkommene Kur. Geistig und körperlich befindet man sich am besten, wenn man nach zurückgelegter Reise sich wieder zu den Arbeiten seines Berufs wendet. Eigene Erfahrung hierüber hat mich wohlthätig belehrt. Außer einer kleinen Harzreise hatte ich noch keine Vergnügungsreisen gemacht. Seit 1816 aber bin ich fast alljährig und meist begleitet von meiner Frau auf Reisen gewesen. Ich habe abwechselnd Schlesien, Böhmen, die Rheinlande, Wien und Salzburg besucht, war öfter in Dresden. Ich bin aber noch gar nicht so weit gekommen, wie man jetzt gewöhnt sein muß, um den Ansprüchen zu genügen, die an einen Weltmann gestellt werden. Paris und Italien muß man gesehen haben, um vor der Gesellschaft bestehen zu können. In meiner Jugend waren solche Fahrten etwas unerhörtes. Jetzt machen fast alle jungen Leute, die auf süddeutschen Hochschulen studieren, in den Ferien die Fußreise über die Alpen. So hat sich die Reiselust ausgedehnt. Ihre Quelle ist aber nicht überall Wißbegierde, sondern vielfach Genußsucht und Eitelkeit.

Ich lernte im Sommer 1815 meine zweite Frau kennen, wir feierten am 16. Dezember desselben Jahres unsere Verbindung. Auguste Ernestine, geb. 7. November 1785, jüngste Tochter des 1806 in Berlin verstorbenen

Kammerdirektors Stubenrauch, Schwägerin des damaligen Kammerdirektors, jetzt pensionierter Geheimer Oberfinanzrat Ludolf und der Geheimerätin Borsche. Am 1. Oktober verlobten wir uns, die Hochzeit ward im Borschischen Hause gefeiert.

Die Bekanntschaft des Stubenrauch hatte ich als Referendar in Berlin gemacht. Seine Frau war die Tochter eines seinerzeit berühmten Berliner Arztes, Geheimerat Mutzel. Meine Frau ist eine vortreffliche Gefährtin, sie hat sich in guten und bösen Tagen als eine getreue und trostreiche Hausfrau bewährt, und große Verdienste um die Erziehung meiner Kinder erworben, die sie hauptsächlich leitete, da ich als Geschäftsmann [? Beamter!] an den Arbeitstisch gefesselt war.

Der Kammerdirektor Stubenrauch war Jurist, früher auch Kammergerichtsadvokat, war zweimal verheiratet. Seine erste Frau, geb. Scholtz, Tante meines Schwiegersohnes Scholtz, hat nur eine Tochter geboren, Frau Stosch in Sonnenburg. Diese hat das herbe Schicksal erfahren, daß von ihren 13 Kindern nur 3 am Leben blieben. Die zweite Frau, geb. Muzell, hatte folgende Kinder:

1. Wilhelmine, verh. Borsche, kinderlos
2. Amalie, 2. Frau des Borsche, Kinder
3. Henriette, verh. Ludolf, 1 Sohn - kinderlos
4. Ernestine-Auguste, verh. Schartow, 2 Söhne
5. Wilhelm, Landrat in Soldin, Gutsbesitzer in Denz, Neumark
6. Carl, Gerichtsrat in Frankfurt, Söhne Herrmann und Rudolf

Die beiden Söhne mit meiner Frau Auguste sind:

- 1) Friedrich Adolf Schartow, geb. 30. Sept. 1817. Seine Paten am Tauftag 16. Nov. 1817 waren:

Geheimerat Zarnack, Oberlandesgerichtsrat Schreiner, Dr. med. Born, Frau Geheimerat Hoffmann, Frau Regierungsrat Stosch, Frau Geheimerat Herford. Außerdem sind auf dem Taufschein noch folgende Taufzeugen vermerkt: Frau Präsident Brassewitz aus Potsdam; Frau Ludolf, Berlin; Hofrat Lentze, mein Schwager 1. Ehe, Berlin; Geheimer Oberfinanzrat Borsche; Landrat Stubenrauch; mein Bruder Kaufmann Schartow in Magdeburg; Geheimerat Berend, Berlin

- 2) Friedrich Wilhelm Gustav Schartow, geb. 30. Mai 1819, getauft 15. Juli. Zeugen seiner Taufe:

Oberlandesgerichtsrat Behrend; Regierungsrat Steinkopf; Carl Stubenrauch, Assessor in Frankfurt; Regierungsrat Stosch in Sonnenburg; Frau Konsistorialrat Probsen in Potsdam; Frau Regierungsdirektor Kessler, geb. Heim, Tochter des Dr. Heim in Berlin; Frau Referendar Kienitz; Frau Borsche; Frau Antonie Stosch; Auguste Scholtz (**Hermensdorff**), meine Tochter aus erster Ehe.

Letztere hatte sich am 21. Nov. 1821 mit Rat von Scholtz verheiratet. Am 2. Febr. 1829 verloren wir unsere Tochter Pauline aus meiner ersten Ehe. Sie ruht auf dem evang. Friedhof in Frankfurt. Ihr Grab bezeichnet ein einfaches Kreuz. Sie starb im 17. Lebensjahr an den Folgen einer Lungenentzündung.

- 1834, der 1. Januar, war für mich ein Unglückstag. Es war heillooses Wetter, der Regen ergoß sich, und ein heftiger Sturm tobte. Ich ließ mich nicht abhalten, gegen Mittag einige Besuche zu machen, um Freunden zum Antritt des neuen Jahres Glück zu wünschen. Als ich auf dem Rückweg war, hatte der Sturm zugenommen. Ich war meiner Wohnung schon ziemlich nah und ging, ganz in einen großen Mantel gehüllt, den ich umgeworfen hatte, auf dem Trottoir. Der Sturm warf mir den Mantelkragen in die Augen, ich tat einen Fehltritt in den Rinnstein und fiel links in die Fahrstraße hinein. Ich hatte Mühe, mich liegend aus dem Mantel zu wickeln, der linke Arm schmerzte mich heftig, er war beschädigt, ich konnte mich nicht aufrichten, ich war des linken Fußes nicht mächtig und fühlte, daß er gebrochen sei. Zwei herbeigerufene Männer brachten mich in meine Wohnung. Bald erschien ein herbeigeholter Wundarzt, der meinen Zustand untersuchte. Nach seiner Versicherung war der linke Schenkel ausgerenkt, d.h. der Hals des Schenkelbeines aus der Pfanne gewichen, in welcher er, sich bewegend, den Oberleib trägt.

Ein außerdem noch requirierter erfahrener und geschickter Wundarzt, Dr. Hohenhorst, untersuchte meinen Zustand nur ganz oberflächlich, schien dem Urteil des ersten Chirurgen beizutreten, und man traf Anstalten, den linken

Schenkel einzurenken, ihn zu reponieren. Besonders gut zu Mute ward mir bei diesen Anstalten nicht. Zwei Handtücher wurden mir unter die Arme gezogen, und um jeden Fußknöchel band man auch ein Handtuch. Dr. Hohenhorst legte ein fünftes Handtuch um den kranken Schenkel, knüpfte seine Enden zusammen, zog seinen Rock aus und steckte den Kopf in die Schlinge, die er durch das Zusammenbinden der starken Handtücher hatte entstehen lassen. Auf seinen Schultern lag das obere Ende der Schlinge, sich erhebend hob er zugleich den Schenkel, konnte ihm also jede beliebige Bewegung geben und hatte dabei beide Hände frei, um die Reposition mit ihnen ungehindert erreichen zu können. Der Fuß schmerzte nicht, auch als man mir den Stiefel auszog, hatte mir dies nicht mal weh getan.

Jetzt verlangte der Arzt, daß ich langsam auseinandergezogen wurde. Vier Männer waren herbeigerufen. Zwei zogen an den Handtüchern unter der Achsel, zwei an den Füßen, und so ward ich vielleicht 1/2 Zoll lang auseinander gereckt, was mir heftige Schmerzen verursacht, den ein im rechten Bein eintretender Krampf noch vermehrte. Ich verlor aber die Fassung nicht und erfreute mich der guten Anstalten zu meiner Herstellung, die sich besonders nur auf mechanische Operationen beschränken mußte. Ein Glas Wein ward mir nach geschehener Reposition überreicht. Nun erklärte der Arzt, die Voraussetzung, als sei der Schenkel nur ausgerenkt, wäre eine Täuschung; der Hals des Schenkelbeins sei gebrochen, der obere Teil gar nicht aus der Pfanne gekommen, die beiden Enden des gebrochenen Knochens schienen aber durch die Operation zusammengefügt zu sein, meine Herstellung sei nicht zu bezweifeln, ein langes Liegen aber in einer ganz horizontalen Lage müßte ich mir gefallen lassen und mich allen Anordnungen unterwerfen. Für den Erfolg könne er aber nicht einstehen, Erlahmung pflege fast immer zu folgen, denn eine Verkürzung des gebrochenen Gliedes sei nicht zu vermeiden. Hierin lag wenig Trost, aber doch Hoffnung. Für den Augenblick galt es nur, einer Entzündung vorzubeugen. Dazu wurden um die Bruchstelle herum Umschläge mit Eisbeuteln Tag und Nacht gemacht. Dazu bekam ich bis zum 7. Januar nur Hafergrütze als Suppe oder Getränk, und täglich eine Scheibe Weißbrot mit Butter. Bei dieser Einschränkung der Ernährung befand ich mich besser, als man glauben sollte, ich war vollkommen fieberfrei und fühlte mich ziemlich wohl, nur das Liegen wurde stündlich lästiger. Am zweiten Tage schon diktierte ich Briefe und las die Eingänge. Am 7. Januar kündigte mir der Arzt an, es müsse eine Maschine aus Berlin verschrieben werden, in die ich eingeschnallt und eingespannt werden müßte, um jede Bewegung des Beins zu verhindern. Fast vor einem Jahr war solch eine Maschine erfunden. Früher hatte man in meinem Falle den Kranken im Bett festgebunden, oder den betroffenen Knochen in nassen Sand gebettet, um ihn zu fixieren. Am 11. Januar wurde die Maschine angelegt, sie hat mich nicht wenig gequält, ich muß aber ihrer trefflichen und zweckmäßigen Einrichtung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie bestand aus einem Holz in Gestalt einer Dachlatte in Verbindung mit einem Brett. Dieses diente, die Füße dagegen zu stemmen. Die Latte war an die gesunde Körperseite gelegt und reichte bis in die Achsel, Gurte und Riemen befestigten es an Fuß und Schenkel, ein Leibgurt um den Unterleib. So wurde das gesunde Bein festgeschnallt, daß ich es kaum zu rühren vermochte. Die Fußsohle konnte ich gegen das Brett stemmen, und an dieses Brett wurde der kranke Fuß festgeschnallt und nach ihm zu ausgedehnt. Die Ausdehnung war überaus schmerzhaft, denn das kranke Bein hatte sich zusammengezogen durch die Schenkelmuskeln, fast um 1 Zoll verkürzt, und es galt nun, ihm seine frühere Länge wiederzugeben. Über den Knöchel ward ein Ledergurt geschnallt und mit Riemen nach dem Brett zu gezogen. So weich und schön dieser Gurt auch war, nach wenigen Tagen entzündete sich die Haut an der Berührungsstelle. Die Entzündung nahm so zu, daß Eintritt des Brandes befürchtet wurde, und der Fuß mußte durch ein anderes Band oberhalb des Knies fixiert werden. Dies führte aber Anschwellung des ganzen Fußes herbei und mußte aufgegeben werden. Der Arzt wechselte mit der Art der Befestigung des Fußes am Bett, behielt aber den Zweck der Kur im Auge. Ich war zu beklagen: innerlich gesund lag ich so, daß ich nur den rechten Arm und den Hals bewegen konnte. Ich wurde wie ein Kind gefüttert.

Über dem Bein war der linke Arm vergessen, er war festgeschnallt. Der Unterarm dadurch so mit Blut erfüllt, daß er alle Regenbogenfarben hatte. Bei einer Untersuchung ergab sich, daß ein Stück des Knochens am Ellenbogen abgebrochen sei. Es schob sich hin und her, und nun wurde der Arm eingeschiert und mit vielen Kompressen umgeben. Ich konnte ihn gar nicht gebrauchen, was die Beschwerden noch mehr steigerte. Bei meiner angeborenen Ungeduld und Regsamkeit wurde mir das sehr lästig. Erleichtert wurde nur mein Schicksal durch die liebevolle Pflege meiner Frau. Schließlich ging aber alles besser, als ich glaubte. Zu meinem Glück konnte ich meine Geschäfte im Bett weiter betreiben, was sehr dazu diente, mich zu erheitern und aufrecht zu erhalten. Endlich am 1. März wurde ich für 1/4 Stunde auf das Sofa gehoben. Der gebrochene Knochen war geheilt, denn ich konnte den Fuß bewegen, er

kürzte sich aber, aus der Maschine gekommen, sichtbar, daher man sich beeilte, mich wieder einzuschnallen. Endlich schlug doch die Stunde der Erlösung. Am 21. März ward mir die Maschine abgenommen. Meiner Fesseln entledigt, lag ich kläglich im Bett, denn ich hatte den Gebrauch meiner Füße ganz verloren, auch nicht die Kraft, mich aufzurichten. So hatte unterbrochener Gebrauch der Muskeln sie aller Kraft beraubt. Am 23. März verließ ich auch das Bett und wurde auf das Sofa gelegt. Stehen und gehen konnte ich noch nicht. Erst am 1. April, also 3 Monate nach meinem Unfall, wurde ein Versuch gemacht, mich auf Krücken zu stellen. Beim linken Fuß wurde die Verkürzung im Stiefel ausgeglichen. Es hatte sich aber, von den Ärzten vorausgesagt, die Haut an beiden Fersen abgelöst und durch eine, sehr zarte neue ersetzt, sodaß ich nur unter Schmerzen auftreten konnte, bis ein neuer Kallus entstanden war. Am 5. April versuchte ich, von meiner Frau und einem Stock unterstützt, zu gehen. Es gelang zu meiner Freude. Am 27. April wagte ich auszugehen und zwar zum Mittagessen bei meinem Schwager Oberlandesgerichtsrat Stubenrauch. Treppenbenutzung und Ein- und Aussteigen am Wagen machten mir mit den steifen Gliedern noch Beschwerden. Am 1. Mai wagte ich, das Pflaster zu betreten und ging nun täglich aus in Begleitung eines Dieners, den ich anfassen konnte. Am 26.5. betrat ich wieder das Oberlandesgericht und konnte mich nun wieder ganz meinem Beruf widmen. Im Juli fuhr ich zur Badekur nach Teplitz, die ich 1835 wiederholte. 1836 besuchten wir Dresden, 1834 Freienwalde.

1838 fuhren wir über Dresden, Leipzig und Halle nach Magdeburg zu meinem Bruder ([Friedrich Wilhelm Johann Schartow](#)). Das Reisen geht jetzt schneller, Eisenbahn und Dampfschiffe vermitteln den Verkehr. Aber auch die Postfahrten sind verbessert. Wir fuhren mit der sogenannten [unleserlich]-Post abends 7 Uhr von Magdeburg ab und waren am Morgen früh 7 Uhr in Berlin. 1839 fuhren meine Frau und ich in das schlesische Bad Obersalzbrunn, um meinen Husten los zu werden.

Auch 1840 reiste ich nach Magdeburg, wo am 15. Mai die Hochzeit meiner Nichte Bertha mit dem Kaufmann Humbert stattfand. Ich nahm auf der Durchreise in Berlin meine Tochter Auguste mit. Ich blieb eine Woche bei meinem Bruder und freute mich, in den Räumen, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, verweilen zu können. Das Hochzeitsfest war durch einen Polterabend und ein splendides Diner ausgezeichnet. Im Juli begab ich mich wieder nach Obersalzbrunn zur Wiederholung der vorjährigen Kur, den Rückweg nahmen wir über Warmbrunn nach Dresden, wo wir eine Woche blieben. Am 16. Dez. wollten wir unsere silberne Hochzeit feiern. Da kam die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Präsidenten Einbeck in Berlin, mit dem wir sehr befreundet waren. Deshalb unterblieb der Polterabend, zu dem Vorführungen usw. geplant waren. Wir begnügten uns mit dem vorgesehenen Mittagessen im Familienkreise. Leider waren mein Sohn Adolf (Heidelberg) und mein Bruder verhindert, teil zu nehmen. Meine Tochter ([Auguste](#)) mit ihrem Mann Scholtz waren anwesend.

Am 19. Oktober 1842 erlitt ich einen Unfall, der mir für immer eine sehr schmerzliche Rückerinnerung sein wird, denn er hat meine Erlahmung herbeigeführt, mich also zum Krüppel gemacht. Ich bin heut, fast 2 Jahre nach dem Unfall noch lahm und muß mich zum Gehen außer dem Hause eines Dieners bedienen, im Zimmer genügt ein Stock. Die Aussicht, vollkommen hergestellt zu werden, habe ich längst aufgegeben, wenn sich auch mein Zustand nach und nach gebessert hat. Der Mechanismus des Fußes ist noch immer gestört, wenn ich ihn auch etwas besser gebrauchen kann, als im ersten Jahr nach dem Fall. An jenem Tag war ich zum Grafen von Bouverot, der jenseits der Oder wohnte, zum Abendessen geladen. Ich ging schon abends 9 1/2 Uhr zurück, da ich spät abends zu essen nicht liebte. Es war trübe, ein schwacher Mondschein beleuchtete die Oderbrücke spärlich, und in dem ebenen Teil der Brückenstraße war es ziemlich dunkel. Baugerüste vor einem Hause benahmen das geringe Mondlicht. Es hatte geregnet, und ich hatte das Unglück, auf einem nassen Stein auszugleiten und zu fallen, und zwar mit der rechten Hüfte auf die scharfe Kante des Rinnsteins. Ich fühlte sogleich eine heftige Erschütterung meiner Hüfte, erhob mich und überschritt mit Mühe unter Schmerzen den Rinnstein, erreichte das nächste Haus, lehnte mich an die Wand, und vermochte nicht weiter zu gehen. Ein Vorübergehender bot mir seine Hilfe an und brachte mich nach Haus. Ich ward mit weiterer Hilfe die Treppe hinaufgetragen und bettete mich auf das Sofa meiner Schreibstube in heilloser Aufregung. Der Arzt stellte eine Quetschung des Hüftgelenks fest und erklärte, die Heilung wäre nicht zweifelhaft, aber langsam. Nach 14 Tagen konnte ich das Bett verlassen und wie früher das Sofa benutzen. Ich ließ mir die Krücken von meinem ersten Unfall bringen, und mit ihrer Hilfe lernte ich wieder meine Glieder gebrauchen. Ende Mai 1843 fuhr ich endlich in Begleitung meiner Frau nach Teplitz zum Gebrauch der dortigen Heilbäder. Im Herbst stellten sich die alten Kräfte wieder ein, und ich konnte zu Fuß ausgehen, beschränkte meine Gänge aber auf das

Kasino, wohin ich ohne Steinpflaster gelangen konnte. Zu dem Bureau auf dem Oberlandesgericht mußte ich fahren. Der Winter war weniger freudenlos für mich, als der vorige. Ich fuhr in Gesellschaften und besuchte einige Male das Schauspiel.

Der Winter 1843/44 war mit dem Wetter sehr wechselnd. Der Frühling 1844 belebte mich sehr, ich machte längere Gänge, selbst bis zum Oberlandesgericht, auch über die Oderbrücke und sah mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo ich nach Teplitz abreisen könnte. Am 19. Juli reisten wir nach Dresden und trafen am 23. In Teplitz ein, wo mir die Badekur wieder sehr wohl tat. Ende August fuhren wir nach Dresden zurück und trafen mit Gustav (**Friedrich Wilhelm Gustav - sein Sohn**) zusammen, der ein Kommando in Magdeburg hatte. Wir fuhren gemeinsam bis Spremberg, wo uns Gustav verließ, um über Muskau nach Magdeburg zurückzukehren. Auch 1845 besuchten wir Teplitz, weil ich mich noch nicht der Krücken entledigen konnte und mich auf meinen Gängen immer noch begleiten lassen mußte wegen des steinigen Pflasters und der Fuhrwerke. Aber nicht die Hoffnung auf Heilung des Fußes durch die Badekur bestimmte mich zu der Reise, sondern die Ansicht, daß Badekuren allen alt Gewordenen wohltätig sind, die Sehnsucht nach einer Erholung von meinen Geschäften und nach dem schönen Teplitz. Am 16. Juli verließen wir Frankfurt und trafen am 18. in Dresden ein. Bei dem Eintritt in Böhmen wurden wir viel revidiert, mehr als sonst. Der Grund lag in der zufälligen Anwesenheit eines höheren Beamten. Am 15. August erhielt ich von meinem Bruder die mich so sehr betrübende Nachricht vom Tode seines ältesten, schon dem mehr als Jahresfrist gemütskranken Sohnes Wilhelm. Die Sektion hat ergeben, daß auf seine, von uns allen so sehr ersehnte Herstellung nicht zu rechnen war, denn es hatte sich in dem größeren Gehirn ein Gewächs gefunden. Diese Erscheinung klärt es auf, daß die Zerrüttung des Geistes vorausgehen mußte. Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch. Mein Bruder hat die Freude, ihn als Kaufmann in Magdeburg etabliert zu sehen, nicht lange genossen. Ich sprach meinen Bruder im Oktober in Berlin. Zu meinem Kummer fand ich ihn sehr angegriffen. Ich fand, daß er sehr älter geworden aussah, was er auch bestätigte.

Hier schließt der Aufsatz, den der Verfasser, Justizkommissar Johann Friedrich Benedict Schartow, in Freienwalde im August 1831 bei der Gelegenheit einer Brunnenkur verfaßt hat. Er wohnte weiter in Frankfurt. Dort feierte er am 30. August 1846 sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei ihm mancherlei Ehrungen zu teil wurden. U.a. stifteten ihm seine Kollegen von der Regierung zur Erinnerung an diesen Tag einen silbernen, innen vergoldeten Pokal, der am Fuß die Namen der Stifter eingraviert enthält: Aschenborn, Bardeleben, von Beyer, Hannemann, Hintze, Joch..., Keller, Kern, Marquard, Mittke, Preusse, Tirpitz, von Thielenfeld, Ulrici, Vogel.

Zehn Jahre später am 7. Oktober 1856 ist er verstorben und auf der von ihm begründeten Erbbegräbnisstelle auf dem Friedhof zu Frankfurt beigesetzt worden, wo schon seine ihm vorangegangene Tochter Pauline ruhte. Seine Frau Auguste (geb. Stubenrauch) verließ Frankfurt und zog nach ihrer Heimatstadt Berlin, wo auch ihr ältester Sohn Adolf wohnte. Dort verstarb sie am 10. August 1860 und wurde gleichfalls in Frankfurt auf dem alten Friedhof neben ihrem Gatten, mit dem sie in 41jähriger glücklicher Ehe vereint gewesen war, beigesetzt.

Quelle: <https://homorechte-galerie.hpage.com/familiensaga-2.html>

Einfügungen: DrH

ANLAGE 1

Auszug aus:

Włodzimierz Zientara: **Verordnungen und Stereotype** - Deutsche und polnische Wirtshäuser in der Frühen Neuzeit
Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu

Bulletin der Polnischen Historischen Mission
ISSN 2083-7755 (print) / ISSN 2391-792X (online) Nr 15/2020: 139–158
DOI: <http://dx.doi.org/10.12775/BPMH.2020.005>

S. 152f.

„Preußische Beamte wie Uklanski, **Ernst Theodor Amadeus Hoffmann**, Johann Friedrich Theodor Baumann oder **Johann Friedrich Benedict Schartow**, führen in dieses fremde Land, meistens direkt nach dem Jurastudium. Mehr oder weniger litten sie – wie Hoffmann in der ‚Verbannung‘ in Plock, dem es noch dazu ständig an Geldmitteln fehlte. Er fühlte sich gedemütigt und träumte von einer Italienreise. **Schartow** war unter diesen Beamten eine Ausnahme. Er war es auch, der das Erlernen der schwierigen polnischen Sprache als harte Arbeit in seinem Büchlein beschrieb *. Aber welchen Zusammenhang gibt es hier mit einem Wirtshaus? **Schartow** fuhr mit seiner soeben angetrauten Ehefrau aus Berlin nach Warschau, um dort längere Zeit zu arbeiten. Die junge Dame, auch unter dem Einfluss eines ebenso jammernden Kutschers, geriet immer mehr in Panik, da sie die Sicherheit des ihr vertrauten Idioms verlor. Bis Posen hörte sie noch das ihr vertraute Deutsch. Auf dem weiteren Wege aber hörte sie schon eine fremde Sprache, der Kutscher jammerte laut vor Angst und sie verlor letztendlich die Beherrschung. Die Reisenden kamen in ein Wirtshaus, bereits am Abend, in dem die Bauern tanzten und sangen. Die Dame wollte jedoch lieber über Nacht weiter fahren als dort zu übernachten. [...] **Schartow** arbeitete in Warschau hart, war nach seiner eigenen Meinung ein vorbildlicher Beamter, der wie seine Kollegen durch das eingeführte preußische Recht, wahre Zivilisation‘ in das besetzte Polen brachte. Für diese Mission opferte er sogar sein Familienleben.“

* Schartow J. F. B.: *Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Volkes aus den Erinnerungen eines alten Justiz-Beamten*, (1848).

ANLAGE 2

In seiner Warschauer Zeit zeichnete **E.T.A. Hoffmann** (1776-1822) drei Räte der städtischen Regierung: Friedrich Ferdinand Siebenhaar, Emanuel Goldschmid von Goldenberg, und **Friedrich Schartow** (1775-1856).



E.T.A. Hoffmann

Drei Räte von der Warschauer Regierung: Friedrich Ferdinand David Siebenhaar (*1776, ein 28jähriger verschuldeter Dandy), Emanuel Goldschmid von Goldenberg (†1812) und **Friedrich Schartow**.

Siebenhaar und Schartow blicken mit ihren kleinen Köpfchen bewundernd auf Goldschmid von Goldenberg, von dem man nur den Rücken sieht. Seine steife Körperhaltung gibt ihm ein marionettenhaftes, austauschbares Wesen, den Habitus einer Vogelscheuche. Für Dietmar Ponert vermittelt das Blatt „einen guten Eindruck von seiner [Hoffmanns] Fähigkeit, Unverstand, Charakterlosigkeit, Anmaßung, Eitelkeit und Banausentum, wie sie seine Künstlerseele zu erleiden hatte, wahrhaftig und vernichtend in ihrer Häßlichkeit bloßzustellen“.

Quelle: https://etahoffmann.staatsbibliothek-berlin.de/leben-und-werk/zeichner/karikaturen/#_ftn5